
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY



Frau, Mann und Liebhaber.

Nach dem Französischen

des

Ch. Paul de Kock.

Zweiter Theil.

Breslau,

Verlags-Comtoir.

1837.

Erstes Kapitel.

Ich besuche sie.

Um acht Uhr des Morgens schlief ich noch, wie natürlich, da ich erst sehr spät eingeschlafen, war, und träumte von Madame Luceval, was noch natürlicher war. Im Schlafe ruhen zwar gewöhnlich unsre Gedanken, aber wenn uns einer vorher ausschließlich bewegte, so schläft dieser nie gänzlich ein, sondern wird uns auch in unsern Träumen verfolgen.

Ein übermäßiger Lärm weckt mich auf; ich glaube, man hat geklingelt. Bald darauf höre ich in meinem Vorzimmer sehr laut sprechen, und zwar meine Bedienungsfrau, die mit der eben angekommenen Person sich zankt und nicht erlauben will, daß man mich so früh schon störe.

Aber man achtet nicht auf sie, — man öffnet halb meine Thüre und — Jolivet tritt herein. Hatte ich mir's doch gedacht.

Ich lache laut auf und er ruft: »Sie sehen also, daß er schon munter ist; ich wußte es wohl. Deine Bedienung ist schrecklich vernagelt, sie denkt, Du schläfst wie ein Murmelthier.«

»Und Du, mein Freund, kamst so früh, weil Du fürchtetest, ich möchte das Weite suchen, um Dir nicht wiederbezahlen zu dürfen, was Du im Cadran-bleu für mich ausgelegt hast.«

»Welche Idee! wie kannst Du nur so etwas sagen? Ich ging hier vorbei und kam bei dieser Gelegenheit einmal herauf. Ueberdies muß ich Dir gestehen, daß ich Deinetwegen in Sorgen war; Du verließest mich gestern so plötzlich. Ich wartete bis neun Uhr auf Dich bei dem Traiteur, und da ich weiß, daß Du nicht fähig bist, mir einen Possen spielen zu wollen, fürchtete ich, es hätte Dich ein Unfall betroffen — ein Zank, ein Streit — ich sah Dich schon im Blute liegen.«

»Armer Jolivet, ich danke Dir für Deine Theilnahme; aber mir ist nur lauter Gutes begegnet. Wenn Du wüßtest — ich bin namenlos glücklich.«

»Was? hast Du etwa eine Erbschaft gemacht?«

»Ei was, Erbschaft! Aber Du kennst wohl kein andres Glück; als — Geld zu haben?«

»Nun, weil ich denke, mit Geld könne man Alles haben.«

»Es giebt Genüsse, die man nicht kaufen — nicht bezahlen kann; die, welche der heutige Tag mir verspricht, gehören darunter.« —

Ich erzähle Jolivet nun, was ich erlebt und theile ihm einen Auszug meiner Unterhaltung mit Madame Luceval mit; aber Jolivet hört mich zerstreut an, und zieht dann sachte ein kleines Papier aus der Tasche, welches er, während ich ihm von meiner Liebe spreche, durchsieht. Das halte ich nicht aus, springe aus dem Bette und reiße ihm das Papier aus der Hand, indem ich ihm zurufe: »Geh, Du bist nicht werth, von ihr zu hören.«

»Aber was hast Du denn?« fragt Jolivet.

»Was ich habe? Während ich Dir von einer reizendenden Frau erzähle, denkst Du nur an diese elende Rechnung.«

»Ich versichere Dich, daß ich Dir zuhörte, Paul. Aber ich bemerke eben, daß man sich verrechnet hat.«

»Ein so schönes Weib! voller Geist, voller Grazie!«

»Es ist ein Schüssel Crème zu viel angesetzt.«

»Ein reizender Fuß und Arm — ein so süßer Klang der Stimme.«

»Es war Citronen=Crème und ich wollte Chocolaten=Crème.«

»Zähne von einer Weiße —«

»Acht Sous gehen also ab.«

Ich laufe nach meiner Börse, blicke nach dem Betrage der Rechnung und zähle Jolivet fünfzehn Franken mit den Worten auf: »Hier hast Du; aber ich hoffe, Du wirst mir nun das Vergnügen machen, nicht mehr von Deinem Diner zu sprechen.«

»Ach, ich bin ja nicht deshalb hergekommen . . . aber dem sei wie ihm wolle, sie haben sich um acht Sous verrechnet, und die müssen sie mir herausgeben.«

Dieser Mensch kann mich nicht verstehen, trotz dem aber erzähle ich, während ich mich ankleide, von Madame Luceval, deren Namen ich übrigens zu nennen mich wohl hüte. Ein Verliebter muß einmal von seiner Geliebten sprechen, das ist Herzensbedürfniß, und müßte er auch zu einem Tauben reden. Spricht er nicht manchmal zu Bäumen, Blumen oder andern leblosen Gegenständen? Während ich in meine Beinkleider fahren will, denke ich an einen Umstand des gestrigen Abends; ich lege das Gilet verkehrt an, und nachdem ich die Kravatte umgebunden habe, seife ich mich ein,

um mich zu rasiren. Jolivet reißt dabei seine kleinen Augen so weit als möglich auf, denn er begreift nicht, daß man über der Liebe den Verstand verlieren könne.

Wir hören trillern, lachen und bald erscheint Dubois. Ich bin glücklich, ihn zu sehen, denn er versteht meine Leidenschaft, er wird nicht wie Jolivet dastehen, und mich mit einem solchen Ausdruck der Verwunderung anstarren.

»So findet man Dich endlich,« sagt Dubois im Eintreten, »das trifft sich ja recht glücklich. Ich bin wohl zehnmal hiergewesen und habe am Ende geglaubt, Du hättest nur noch eine Wohnung pro forma . . . wie die Mädchen in den Modehandlungen. — Ja, um von der Liebe zu reden! — nun diese Göttin im grünen Kleide?«

Ich laufe auf Dubois zu, um ihn in meine Arme zu schließen — er weicht aber erschrocken zurück — denn ich hatte nicht daran gedacht, daß ich noch das offene Rasirmesser in der Hand hielt.

»So gieb doch Acht — nicht so hitzig, ich bitte Dich darum . . . . rasire Dich und nachher plaudern wir.«

»Ach theuerster Dubois, ich bin der Glücklichste aller Menschen.«

»So schneide Dich nur nicht etwa —«

»Ich habe sie wiedergesehen — weißt Du — die welche ich Dir gezeigt habe.«

»Ja, das heißt ihr Kleid, denn vom Gesichte —«

»Ich geh heut zu ihr —«

»Nun dann heißt es wohl morgen: Wohlgespeist zu haben!«

»Ach ich denke nur an das Vergnügen, sie zu sehen, bei ihr eingeführt zu werden, und kann Dich versichern, daß ich in diesem Augenblicke keinen andern Wunsch habe.«

»So ist's recht, aber demohnerachtet wirst Du doch nicht ihre Bekanntschaft machen wollen, um ihr die Schleppe nachzutragen?«

»Ach Dubois, wenn Du wüßtest, wie schön sie ist, wie viel Geist, welches Benehmen sie hat.«

»Das kenne ich! eine Eroberung, so lange sie neu ist, scheint uns immer eine Göttin zu sein, dann sinkt sie bald zum gewöhnlichen Weibe herab, und am Ende scheint sie uns nur noch ein Quälgeist zu sein.«

»Schweig, Dubois, Du weißt nicht, was Du sprichst, Du verstehst die Liebe nicht.«

»Ach Du Guter, ich verstehe die Liebe nicht? — ich, der ich sie destillire — lieben und mäkeln, darin besteht ja mein Lebenslauf.«

Ich antworte nicht, und denke an meine Toilette,

da ich sehe, daß diesen Leuten die Liebe keine solche Empfindung einflößt, wie mir. Dubois schlägt hierauf Jolivet auf die Kniee, indem er ausruft:

»Und Du, mein Alter — die Freude, die Empfindung — kosten darf sie nichts, nicht wahr?«

»Sag einmal, Dubois, ich habe Dich ja seit jenem Abende, wo Du Händel bekamst, nicht wiedergesehen.«

»Händel? — so ein Hitzkopf wie ich bekommt alle Tage Händel — wenn ich mir auch jeden Morgen vornehme, mich zu mäßigen.«

»Ich meine im Colyseum.«

»Ach ja, wo ich den Unverschämten niederrennen wollte?«

»Nein, Dich wollte man niederschlagen — doch, das bleibt sich gleich; ich wollte Dich dabei nur an die halbe Bowle erinnern, die Du bestelltest und die ich bezahlen mußte — dann, drei Makaronen, die Du gegessen hast, macht zusammen —«

»Das macht aus Dir, Jolivet — einen erbärmlichen Wicht, einen Geizhals.«

»Weil ich von Dir wiederverlange, was Du mir seit sechs Wochen wenigstens schuldig bist?«

»Du bist so unverschämt, mich an eine halbe Bowle zu mahnen — und ich habe so oft für Dich bezahlt. An den Tage, wo wir in den Elyseischen

Feldern aßen — da hattest Du Deine Börse vergessen. An jenem Abende, wo wir auf dem Rückwege von Rosetten, nach Mitternacht einen Fiakre nahmen, da hattest Du nach Deiner Aussage Dein ganzes Geld im Ecarté verloren, obwohl mir nachträglich eingefallen ist, daß Du gar nicht gespielt hattest; ein anderes Mal, als wir im Theatre français uns das neue Stück ansehen wollten, — da langte Dir's nicht auf das Billet und so unzählige Male, woran ich Dich nicht erst weiter erinnern will. Mein Guter, wenn man nicht an's Zurückgeben denken will, muß man auch nicht leihen. Hier sind für diesmal sechs und funfzig Sous für die halbe Bowle und die drei Makaronen, aber wisse, daß ich auch nicht einen Pfennig mehr für Dich auslegen werde.«

Jolivet zieht ein langes Gesicht, murmelt einige Worte zwischen den Zähnen, vergißt aber dabei nicht, die sechs und funfzig Sous, die ihm Dubois anbietet, in die Tasche zu stecken. — Indessen habe ich mich angezogen, aber da es noch nicht zehn Uhr ist, und ich doch erst des Nachmittags zu Madame Luceval gehen kann, was soll ich inzwischen beginnen? Ich lade die Herrn zum Frühstück in einem Kaffeehause ein, und Dubois

nimmt es an, Jolivet aber schützt Geschäfte vor und entfernt sich.

Das ist das Erstemal wo ich ihn die Einladung zu einem Frühstück ausschlagen sehe: vielleicht fürchtet er, ich könne ihn noch einmal bei dem Wirthe zum Pfande zurücklassen. Ich gehe also mit Dubois allein zum Frühstück. Er erzählt mir von seinen Liebschaften, deren er immer neue hat, und bringt mich manchmal damit zum Lachen. Indeß höre ich nur in der Zerstreuung auf das was er mir sagt, sehe nur auf meine Uhre, seufze, daß Dubois lachend mir zuruft: »Wie das läßt!« So ist beim Plaudern, Essen nnd Journallesen der Mittag herangekommen, und ich verlasse Dubois mit den Worten: »Nun kann ich mich bei ihr zeigen.«

»So gehe, zeige Dich aber unbefangener als jetzt; Du siehst aus wie ein junger Konscribirter — man sollte glauben, Du gingest zu Deinem ersten Stelldichein — das kann Dir sehr schaden. Hole mich nach fünf Uhr bei der Rotonde ab, wir können dann mitsammen essen, und Du wirst mir dabei den Erfolg Deines Besuchs erzählen.«

»Gut, ich werde kommen.«

Dubois hat Recht: der Verwirrung nachzuschließen, in der ich mich befinde, könnte es scheinen, als habe mein Herz noch für kein Weib geschlagen.

Ich muß suchen, ruhiger zu werden, und diese linkische und verlegene Miene los zu werden, ich muß mir vorhalten, daß, da man meinen Besuch annehmen will, ich nicht mißfalle, und folgleich mich demgemäß benehmen muß.

Ich komme hin. Wie stolz bin ich, in dieses Haus eintreten, und dem Portier zuschreien zu dürfen: zu Madame Luceval. Ich denke der Portier soll mich noch oft vorbeigehen sehen. — Ich bin in ihrer Wohnung; ihre Magd öffnet mir, es ist die von gestern, ich erkenne sie wieder, sie mich wahrscheinlich auch, denn sie lächelt. Es ist gewiß ein gutes Mädchen. Man sagt mir, daß Madame zu Hause sei, man öffnet die Thüre, ich trete in einen kleinen, mit Geschmack ausgezierten Saal, aber in diesem Augenblick kann ich meine Aufmerksamkeit nicht auf meine Umgebung richten; ich sehe nur sie, sie allein — Sie erhebt sich von ihrem Sitze am Kamin, und macht mir eine freundliche Verbeugung.

Anfänglich bin ich ein wenig verwirrt, erhole mich aber bald, und entschuldige meinen zeitigen Besuch mit dem lebhaften Verlangen sie wiederzusehen. Da ich einmal im Zuge bin, geht es ganz gut, ich weiß zwar nicht, ob ich mich mit Geist ausdrücke, aber ich weiß, daß ich nicht mehr um Worte verlegen bin — obwohl es viele Dinge giebt, die ich

ihr nicht sagen mag. Madame Luceval hört mich mit ziemlich liebenswürdigem Anstande an; doch ist ihr Benehmen kalt, und das quält mich. Ich versuchte oft, das Gespräch auf die Liebe zu bringen, denn nur davon wollte ich sprechen, aber sie unterbricht mich, indem sie sehr ernsten Tones sagt: »Mein Herr — Sie sprachen gestern zu mir von Liebe und ich dachte, das seien nur Redensarten; indeß sehe ich nun, daß, als ich Ihnen erlaubte, mich zu besuchen, ich Ihnen hätte sagen sollen, daß dies nur unter der Bedingung geschehen dürfe, nie mehr eine solche Sprache gegen mich zu führen. Ich werde Sie mit Vergnügen wiedersehen, mein Herr, ja ich wiederhole es, Ihre Besuche werden mir sogar angenehm sein — wenn Sie mir ein für allemal versprechen, nicht mehr auf jenen Gegenstand zurückzukommen.«

Wie! eine junge schöne Frau erlaubt mir, sie zu besuchen, aber unter der Bedingung, daß ich ihr nicht den Hof mache, obwohl ich ihr doch zu verstehen gegeben habe, daß ich sie anbete. Dubois würde sagen, daß dies nur ein Kniff, eine Koketterie sei, aber ich kann in ihren Augen nichts dem Aehnliches lesen.

»Wie Madame,« sage ich nach einer kleinen Pause: »Sie hätten die Grausamkeit, mir diejenige

Sprache zu verbieten, die ich einzig gegen Sie führen möchte.«

»Die Grausamkeit! Gehen Sie Herr Deligny, lassen wir die schönen Redensarten bei Seite. Sie wissen doch recht gut, daß ich Ihre Gefühle nicht erwiedern darf.«

»Wie sollte ich das wissen Madame? Sind Sie nicht Wittwe, frei, Herr Ihrer selbst! Wie könnten Sie also meine Gefühle beleidigen.«

Sie sieht mich eine Zeitlang mit durchdringendem Blicke an; ich begreife nicht, was in ihr vorgeht, aber ich sehe sie abwechselnd erröthen, erbleichen, zittern. Endlich fährt Sie mit schwacher Stimme fort: »Wie Herr Deligny! Sie kennen mich nicht — Sie haben nie von mir sprechen hören? Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit.«

»Aber in der That Madame, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen. — Ich habe Sie in der Gaité zum Erstenmal gesehn, und Sie wissen, wo ich Ihnen seitdem wieder begegnet bin. Ich habe mir erlaubt, Ihren Portier nach Ihrem Namen zu fragen, und von ihm erfuhr ich, daß Sie Wittwe sind. Das ist Alles, ich schwöre es Ihnen, was ich weiß; ich habe vorher niemals von Ihnen reden hören, und Sie niemals, wie ich gewiß weiß, in Gesellschaft getroffen. Wenn man mich belogen

hat, wenn Sie nicht Wittwe sind, so kann ich das nicht wissen, ich habe noch kein Recht auf Ihr Vertrauen, aber wenn Sie mich näher kennen lernen Madame, so werden Sie zugeben, daß man ausgelassen und thöricht sein kann, ohne deßhalb aller guten Eigenschaften des Herzens beraubt zu sein.«

Madame Luceval hat mir ohne Unterbrechung zugehört, und als ich geendet, senkt sie traurig das Haupt, indem sie vor sich hin flüstert: „So habe ich mich doch getäuscht.«

Ich kann diese Veränderung, diese Traurigkeit nicht begreifen; diese Frau fängt mir an unbegreiflich vorzukommen — aber doch bleibt sie, und wird mir immer reizend bleiben; ihre Melancholie hat etwas Ehrfurchtgebietendes, und doch auch Rührendes für mich, daß ich nach der Ursache derselben zu fragen nicht den Muth habe.

Wir beobachten Beide ein ziemlich langes Stillschweigen, aber ich bin bei ihr, ich sehe sie, und diese Situation sogar hat etwas Reizendes. Madame Luceval unterbricht zuerst das Stillschweigen mit den Worten: »Mein Herr, ich muß Ihnen sonderbar, sogar lächerlich erscheinen.«

»Lächerlich Madame! Niemals! Wenn ich ohne es zu wissen, etwas gesagt habe, was eine peinliche Erinnerung in Ihnen erweckt hat, so sehen Sie

mich selbst darüber untröstlich — aber ich weiß nicht wie« —

»Nein mein Herr, Sie haben nichts gesagt, wodurch Sie mich hätten beleidigen können; aber ich glaubte, ja ich war überzeugt, Sie müßten mich längst schon dem Namen nach kennen, und wären von Jemandem, der mir sehr nahe steht, abgesandt . . . Ich habe mich getäuscht: muß Ihnen aber gestehen, daß jene Voraussetzung allein meine Aufmerksamkeit im Theater auf Sie zog, sie allein mich gestern bewog Sie anzuhören, und Ihnen die Erlaubniß zum Besuch zu geben.« —

Das ist nun freilich ein Bekenntniß, welches durchaus nichts Schmeichelhaftes für mich hat. Ich dachte schon ihre Eroberung gemacht zu haben! — Ich schmeichelte mir ihr zu gefallen, und sie gesteht, daß Sie nur aus sehr fremdartigen Rücksichten meinen Besuch annimmt. Was soll man auf ein solches Kompliment antworten? Nichts, ich bleibe dumm und stumm.

Madame Luceval bemerkt ohne Zweifel den Eindruck, der ihr Geständniß auf mich gemacht hat, denn sie fügt diesem freundlich hinzu: »Indeß wenn es Ihnen Vergnügen macht, mich manchmal zu besuchen, so habe ich nichts dagegen, unter der Bedingung, daß Sie mich nicht von Gegenständen un-

terhalten, die ich nicht hören darf, weil ich darauf nicht antworten kann, und wenn sie mir feierlich versprechen, zu Keinem Ihrer Bekannten von mir zu reden, — daß Sie vor Keinem Ihrer Freunde meinen Namen nennen — gegen Keinen, hören Sie, mein Herr!«

»Um Sie zu sehen giebt es keine Bedingung, der ich mich nicht unterwerfen könnte; über Sie gegen Jedermann zu schweigen, ist eine leicht ausführbare Handlung der Diskretion, und dann Madame, sind die Männer gewöhnlich nur hinsichtlich ihrer Eroberungen indiskret, und Sie wissen am besten, daß ich mir nicht schmeicheln darf, die Ihrige gemacht zu haben. Peinlicher aber ist die erste Bedingung — Ihnen nicht mehr von Liebe reden, Ihnen nicht mehr sagen zu dürfen, daß ich Sie liebe. — Seit jenem Augenblicke, wo ich mich durch einen unwiderstehlichen Zauber zu Ihnen hingezogen fühlte, seit jenem Tage habe ich nicht aufgehört, an Sie zu denken — zu suchen wie —«

»Mein Herr, mein Herr!«

»Ach ja Madame — ich werde nichts mehr sagen — ich werde Ihnen meine Empfindung verbergen, die nun das Unglück meines Lebens ausmachen wird — aber ich werde Sie sehen, ich werde manchmal das Glück haben, in Ihrer Nähe zu sein —

ich fühle den ganzen Werth dieses Glücks und muß mich daher Allem unterwerfen, wodurch ich mich dieser Gunst würdig mache.«

Madame Luceval bemüht sich, das Gespräch auf gleichgültige Gegenstände zu bringen, aber ich bin nicht mehr aufgelegt zum Sprechen, sondern muß wider meinen Willen über das, was man mir gesagt hat, nachdenken; sie ihrerseits scheint auch befangen, und bald geräth unsere Unterhaltung in's Stocken; worauf ich denn aufstehe, und sehr traurig von ihr Abschied nehme. Ich gehe weniger heiter von ihr, als ich gekommen bin. Ich versprach mir so viel Genuß von diesem Besuch! — ich sah bereits ihr Herz dem meinen Antwort geben, mich geliebt, meine Leidenschaft befriedigt, ich glaubte so bald der Glücklichste aller Sterblichen zu werden — das Alles hat nicht den Ausgang genommen den ich erwartete! Sie empfing mich — ich weiß kaum warum — ich verstand nicht, was sie sagen wollte, außer daß Sie mich für den Abgeordneten eines Andern hielt — diesen Andern liebt sie vermuthlich — und ich; man will aus Mitleid meine Besuche annehmen. — Wenn ich den Muth dazu hätte, ich würde nie mehr zu dieser Frau zurückkehren. Ich gehe in sehr schlechter Stimmung nach Hause, und obwohl ich mir fortwährend vorhalte, daß ich am

besten thun würde, an Madame Luceval gar nicht mehr zu denken, so höre ich doch nicht auf, mich mit ihr zu beschäftigen. — Ich will Dubois aufsuchen, er soll mich zerstreuen.

Dubois kommt zu mir ohne Backenbart. »Nun Kleiner, Deine Liebe? was macht die schöne, nun bekannte Unbekannte.«

»Ach es geht schief — ich bin unzufrieden.«

»Deshalb also so niedergeschlagen — Habt ihr euch bereits überworfen? Bei einem zweiten Besuch läßt man sich wohl das gefallen, aber schon bei dem ersten — das ist stark.«

»Ich hatte zu große Hoffnung, Dubois, diese Dame liebt mich nicht — sie hatte mir verboten von Liebe zu reden, bei Strafe meine Besuche nicht mehr anzunehmen.«

»Nun, sollst Du denn ihrem Zeisig das Sprechen lehren — Geh weg mit diesem Weibe — sie ist ein Zieraffe.«

»Ach nein, sie ist liebenswürdig, aber —«

»Aber sie will Dich laufen lassen — Geh nicht wieder zu ihr, und sie wird Dich holen lassen, oder Dich bei Deiner Portiersfrau erwarten — das kenne ich.«

»Nein, nein, Du irrst Dich: es ist eine Frau die —«

»Ach sie ist ein Weib, und ein Weib gleicht dem andern. Gehts mit einer fehl, so findet sich ein Dutzend Andere, das ist mein Grundsatz. Jetzt zum Essen, und beim Nachtisch werde ich Dir von einer kleinen Plätterin erzählen, die auf eine Viertelstunde zu haben ist; sie reicht Dir kaum bis an den Hals, aber dafür hat sie auch einen Fuß, nicht größer als eine welsche Nuß, und Hüften gleich einer Venus. Das laß ich gelten — ich habe gestern bei einem Besuch im Jardin des Plantes, wo ich mir die Thiere ansah, die Bekanntschaft ihrer Freundin gemacht; die Mädchen standen vor den Affen, die ihnen sehr ausdrucksvolle Gebärden machten.«

»Und seitdem hast Du Dir den Backenbart abgeschnitten?«

»Ich habe damit Zenobien ein Opfer gebracht . . . ich werde ihn ihr diesen Abend mit einer Flasche Eau de Cologne überreichen.«

Wir gehen zum Essen, Dubois thut sein Möglichstes mich zu zerstreuen, aber während er mir von Zenobien und ihren kleinen Freundin spricht, denke ich an Madame Luceval, und als er mir anbietet, ihn am Abende zu begleiten, schlage ich es aus, was er auch sagen mag und gehe spazieren — auf der Boucherat-Straße. — Diese Frau hat mich behext.

Zweites Kapitel.

Ich thue Alles, was sie will.

Zwei Tage lang bin ich nicht bei ihr gewesen — zwei lange Tage, aber am dritten kann ich mich nicht mehr halten, ich muß sie besuchen. Hat sie mir doch nicht ihr Haus verboten, sondern im Gegentheil gesagt, daß sie mich gern sehen würde, wenn ich nicht von Liebe zu ihr sprechen wollte — nun, sollte ich denn gar nichts weiter zu reden wissen? Ach! ohne dies Verbot hätte ich vielleicht weniger Drang davon zu sprechen.

Ich komme zu ihr, die Magd öffnet mir die Thüre zum Salon — mein Gott, sie ist nicht allein. Wie unglücklich bin ich! sie zwei Tage lang nicht zu sehen, und dann nicht einmal allein zu treffen! Wenigstens ist nur eine Dame bei ihr, und das ist mir lieber, als hätte ich sie bei einem tête à tête mit einem Manne, einem Rivalen vielleicht getroffen.

Man empfängt mich sehr artig. Die Dame,

welche bei ihr ist, ist ihre Begleiterin von jenem Tage, an dem ich ihr nachging. Wir sprechen von Dem und Jenem, unterhalten uns von dem Neusten was Mode, Vergnügen und Literatur uns gebracht hat. Ihre Freundin heißt Juliette, und wenn sie zu Madame Luceval spricht, redet sie diese mit Augustine an. Sie heißt also Augustine! Werde ich sie je, abgesehen von meinen Selbstgesprächen, so nennen dürfen?

Ihre Freundin ist sehr aufgeräumt; Augustine hat Geist, und so stockt unsere Unterhaltung niemals, und die Damen schienen mir mit Vergnügen zuzuhören. Obwohl Madame Luceval die Zerstreuungen der großen Welt meidet, scheint sie doch gern davon sprechen zu hören.

Mehrmals fragt sie mich aus, was ich in den letzten drei Tagen erlebt, ob noch immer viel Bälle und Soireen gegeben würden, und welche Gesellschaften ich vorzugsweise besuchte. Warum will sie das Alles wissen, wenn ich ihr gleichgültig bin; ich begreife das nicht, aber es freut mich, und ich gebe ihr auf ihre Fragen Bescheid.

Indessen muß ich sie belügen, denn ich will ihr nicht gestehen, daß ich meine Abende damit zugebracht, vor ihrem Fenster auf und abzugehen; sie würde über mich spotten, und sie hätte Recht. Ich

zähle auf gerathewohl einige meiner Bekannten her, spreche von Gesellschaften, wo man nur tanzt, von solchen, wo man nur hingeht um zu spielen, wie bei Frau von Remonde.

Hier wechselt Madame Luceval die Farbe: als ich sie frage, ob sie sich übel befinde: wird mir zur Antwort: »Nein mein Herr, nein — es ist ein Schwindel, der mich oft befällt — aber wenn ich recht hörte, sprachen sie von den Gesellschaften — der Frau von Remonde; ich habe schon oft von dieser Dame reden hören — Man sagt sie sei sehr hübsch — ist das wahr?«

»Sie ist eine hübsche Frau, aber es giebt unzählige, die schöner sind.«

»Kennen Sie sie schon lange?«

»Nein, ich wurde bei ihr durch Jenneville, einen meiner Freunde eingeführt; der kennt nun freilich nichts, was einen Vergleich mit Frau von Remonde aushalten könnte. — Aber bei Gott, Madame, Sie sind krank?«

Juliette ist Madame Luceval, die einer Ohnmacht nahe scheint, zu Hülfe geeilt, und drückt sie in ihre Arme — sagt ihr einige Worte in's Ohr; ich mache Thüre und Fenster auf, wir führen Augustine an das offne Fenster, und sie erholt sich bald wieder. Ihre Hand drückt die ihrer Freundin,

welche zu ihr sagt: »Wahrhaftig Augustine, wenn ich nur den Muth dazu hätte, ich würde auf Sie schmälen —«

»Warum! Sie wissen wohl, daß ich nicht dafür kann, aber es wird sich geben mit der Zeit. Verzeihen Sie Herr Deligny, daß ich Ihnen Unruhe verursacht habe.«

»Sie bedürfen vielleicht der Ruhe Madame, und ich will mich entfernen.«

»Nein, nein — noch nicht. Es ist vorüber; ich fühle mich jetzt ganz wohl, und bin vor einem neuen Anfall sicher.«

Sie will daß ich noch verweile, und ich gehorche sehr gern.

»Sie sagten, daß einer Ihrer Freunde, Frau von Remonde sehr nach seinem Geschmack finde— ist er verliebt in sie?«

»Ich denke wenigstens.»

»Und glauben Sie, daß seine Liebe erwidert wird?«

»Man hat Ursache, es zu glauben, indeß war ich zu selten bei Frau von Remonde, um ihre Empfindungen beurtheilen zu können.«

»Ach, ich dachte Sie gingen mit diesem Herrn Jenneville sehr oft zu ihr.«

»Nein Madame, ich war erst einmal dort, und

obwohl Frau von Remonde so gütig war, mich dringend einzuladen, so denke ich doch, sie wird mich nicht oft sehen, denn die Gesellschaft gefällt mir nicht.«

»Hören Sie Herr Deligny; ich lebe zurückgezogen, aber ich möchte doch gern wissen, wie es in der Welt aussieht: Sie sollen statt meiner darin leben, und mich von Allem unterrichten. Wollen Sie das?«

»Ich werde Alles thun, was Sie wollen Madame.«

Wir plaudern noch eine Weile, aber da ich sehe, daß ihre Freundin sich nicht vor mir entfernen wird, und es überdies besser ist, wenn man meine Besuche zu kurz, als zu lang findet, so nehme ich Abschied, und entferne mich mit größerer Befriedigung als das Erstemal.

Ich hatte also Unrecht, zu verzweifeln — aber in der Liebe bedarf es auch nur eines geringfügigen Umstandes, um uns die Hoffnung wiederzugeben.

Vierzehn Tage sind verflossen; ich war oft bei Madame Luceval, und hatte öfters das Glück, mit ihr allein zu sein! Das Glück! Und doch mache ich in ihrer Liebe keine Fortschritte, wohl aber in ihrer Freundschaft — nun das bleibt sich gleich. Meine Besuche schienen ihr nie ungelegen zu kommen, son=

dern so oft sie mich sieht, scheint sie mich gern zu sehen. Wir beobachten nicht mehr so genau den förmlichen Ton; mit liebenswürdigen Personen kommt man weit schneller zu einem ungebundenen Verhältnisse. Die reizende Augustine verlangt stets, daß ich ihr erzähle, was ich Neues in der großen Welt gesehen und erlebt habe, und hört mir, wenn ich von mir, meinen Gewohnheiten, meinen Freunden, die ich gern sehe, erzähle, mit einer Theilnahme zu, die mich entzückt. Manchmal muß ich ihr die kleinsten Einzelheiten wiederholen. Nun, dieses Vergnügen, welches sie fühlt, wenn Sie mir zuhört, wäre das nicht ein Beweis, daß ich in ihrer Gunst Fortschritte mache? Ich schmeichle mir im Stillen mit diesem Gedanken.

Einmal vergaß ich das ihr gegebene Versprechen und ließ mir im Anschauen ihres süßen, zärtlichen Auges versunken, einige Worte von Liebe entschlüpfen, aber sogleich trübte sich auch ihre Stirn, und sie unterbrach mich mit den Worten: »Herr Deligny, soll ich böse auf Sie werden, wollen Sie mich zu dem Entschlusse zwingen, Sie nicht wiederzusehen! Es würde mir wahrhaft Leid thun, denn je mehr ich Sie kennen lerne, umsomehr sehe ich ein, daß man mich in Rücksicht auf Sie ge-

täuscht hat. Man hat Sie mir als einen jungen sehr ausgelassenen Mann geschildert —«

»Als einen Taugenichts, nicht wahr, Madame!«

»Das wollte ich nicht sagen, aber ich sehe nun, daß Sie besser sind als Ihr Ruf.«

»Wissen Sie aber auch, daß ich Ihnen, den Gefühlen, die Sie mir eingeflößt haben, die Veränderung die mit mir vorgegangen ist, zu verdanken habe.«

»Was auch die Ursache davon sei; ich würde gern einen Freund an Ihnen besitzen, und glauben Sie, mein Herr, dieser Name wiegt den eines Geliebten auf, ist vielleicht noch mehr werth, denn wahre Freundschaft ist dauerhaft.«

»Und sollte es die Liebe zu Ihnen nicht auch sein?«

»Ach mein Herr, ich bin nur zu sehr vom Gegentheil überzeugt.«

Sie wendet das Gesicht weg, und bedeckt die Augen mit ihrem Tuche. So habe ich denn wieder etwas ihr Unangenehmes gesagt; ich bin in Verzweiflung und schwöre ihr, niemals wieder der Liebe zu erwähnen, nur nach ihrer Achtung, ihrer Freundschaft zu streben, selbst meine Besuche, wenn sie es forderte, zu beschränken. Sie vergießt Thränen; ach! in diesem Augenblicke hätte ich, um sie zu

trösten, jeden nur möglichen Eid geleistet. — Sie wendet wieder den Kopf nach mir um, lächelt und reicht mir die Hand mit den Worten: »Ja, wir wollen Freunde bleiben, und Sie sollen einst den Werth erfahren, den ich auf die Freundschaft setze.«

Ich ergreife die Hand, die sie mir bietet und drücke sie in der meinigen — gewiß zu heftig für einen Mann, der nur ein Freund sein soll, denn Augustine zieht sie schnell zurück, indem sie sagt: »Aber ich verlange nicht, daß die Freundschaft, die Sie mir bezeugen, und Ihre Besuche, Ursache zur Vernachläßigung Ihrer alten Freunde werden; ja es würde mir sogar peinlich sein, wenn Sie mit denselben meinehalben seltener zusammenkämen. Sie waren früher mit Herrn Jenneville so genau befreundet, man sagte mir, daß Sie beständig mit ihm zusammen wären, und seit einiger Zeit sprechen Sie gar nicht mehr von ihm — Sie sehen ihn also nicht mehr so oft?«

»Er ist fast immer bei Frau von Rémonde — und ich habe Ihnen gesagt, daß ich dieses Haus nicht gern besuche —«

»Warum? ein junger Mann muß mit der Welt in Verbindung bleiben, das Vergnügen suchen —«

»Aber ich finde durchaus kein Vergnügen bei Frau von Rémonde —«

»Sie waren ja nur einmal dort — ist nicht heut Gesellschaftstag bei ihr?«

»Mein Gott ja, und ich habe erst gestern Abend ein Billet erhalten, worin sie mich einladet, bei ihr zu speisen.«

»Ein Billet von Frau von Rémonde?«

»Ja, ich glaube, es ist von ihrer eigenen Hand.«

»Haben Sie es bei sich?«

»Ich weiß nicht — ja, da ist es.«

»Ach, lassen Sie einmal sehen, wie diese schöne Dame schreibt; ich denke, Sie begehen dabei keine Indiskretion.«

»Bewahre, Madame, es ist eine Einladung zum Essen, nichts weiter.«

Ich überreiche Madame Luceval das Billet der Frau von Rémonde, und nachdem sie es mit einer Aufmerksamkeit, die mich befremdet, betrachtet hat, giebt sie es mir mit den Worten zurück: »Ihre Schrift ist nicht schön. Auch ihre Art sich auszudrücken, ist nicht eben geistreich.«

»Aber zu einer Einladung zum Mittagessen braucht es doch auch eben keines großen Aufwandes von Geist.«

»Sie haben Recht — ich weiß nicht, wo ich

meine Gedanken hatte; genug man erwartet Sie heut zum Essen und Sie werden sich einfinden?«

»Ganz gewiß nicht!«

»Ei, Herr Deligny, es wäre unartig, diese wiederholte Einladung auszuschlagen. Sie sollen hingehen, ich will es und morgen werden Sie mir erzählen, was Sie dort gemacht, ob Sie sich unterhalten haben.«

»Sie wollen es, und ich gehorche. Ich werde also bei Frau von Rémonde speisen und da Sie mir erlauben, Sie morgen zu besuchen, so wird diese Aussicht mich heut vor Langweile beschützen.«

Madame Luceval schien über meinen Gehorsam entzückt und obwohl ich diese Laune nicht begreife, so bin ich doch glücklich, etwas thun zu können, was ihr Vergnügen macht.

Ich nehme Abschied von ihr und sie erinnert mich selbst daran, sie morgen zu besuchen. Also sieht sie mich gern, — und doch soll ich ihr nicht von Liebe reden! O wir wollen schon sehen!

Da ich nun durchaus bei Frau von Rémonde essen soll, so ist es Zeit Toilette zu machen. Was kann aber Madame Luceval daran liegen, ob ich jenes Haus besuche oder nicht; ist es vielleicht Gutmüthigkeit von ihrer Seite? Sie sieht wohl, daß ich sie liebe, daß ich mich mit ihr beschäftige, und

sie hofft die Zerstreuungen der großen Welt würden mich ein Gefühl vergessen lassen, welches sie nicht erwidern will. Das ist gewiß der Grund ihres Benehmens! aber mag sie mich immer zum Umgang mit Andern veranlassen, ich werde überall nur ihr Bild vor Augen haben, überall nur an sie denken. Je mehr ich sie kennen lerne, um so mehr liebe ich sie — aber was soll aus mir werden, wenn diese Liebe niemals Erwiderung findet?

Um sechs Uhr begebe ich mich nach jenem glänzenden Hotel in der Straße Lepelletier. Man meldet mich an, und diesmal nicht blos den leeren Stühlen; ich finde Frau von Rémonde umgeben von einem halben Dutzend Herren, unter denen ich Jenneville und Blagnard erkenne. Die bezaubernde Herminie eilt auf mich mit dem Ausrufe zu: »Herr Deligny! Wunder über Wunder! auf dieses Glück wagten wir kaum noch zu hoffen. In der That, mein Herr, Sie machen sich so selten, daß ich Ihren heutigen Besuch sehr hoch aufnehme.«

Ich begegne diesen schmeichelhaften Vorwürfen, so gut ich kann, als Blagnard mir herzlich die Hand drückt und Jenneville mich auf die Achsel klopfend ausruft: »Theurer Deligny, was treiben Sie denn? Wollen Sie ein Einsiedler werden?

Man sieht Sie nirgends. Indeß trifft man Sie doch niemals zu Hause, denn ich habe Sie dort mehrmals vergeblich gesucht.«

»Es ist sehr unrecht, seine Freunde so zu vernachläßigen,« setzt Blagnard hinzu.

»Ah! jetzt fällt mir ein, was ihn beschäftigt,« fährt Jenneville lachend fort, »er ist verliebt — er hat eine neue Leidenschaft.«

»Wer spricht von Liebe, von Leidenschaft?« ruft ein kleiner Mann von fünfzig bis sechszig Jahren, der ein falsches, schwarzes Toupet trägt, unter welchem ein Ueberrest von grauen Haaren hervorguckt, sonst aber sehr fashionable gekleidet ist, und sich bemüht zu lächeln, ohne den Mund zu öffnen, weil er keine Zähne mehr hat; »Liebe, das ist meine starke Seite, Ihr Herrn!«

»Ich hätte geglaubt, es wäre seine schwache Seite,« sagt Frau von Rémonde lachend! »Der arme Breillard! er will immer noch jung sein. Uebrigens auf Sie bin ich böse, Herr Deligny, ja recht böse. Darf man denn über einer neuen Geliebten seine Freunde vergessen?«

»Gnädige Frau, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht weiß, was Jennevile meint, und daß —«

»Sie sind verschwiegen, mein Herr, das ist

schön und ich lobe Sie deshalb; indeß spricht Jenneville nicht ohne Grund —«

»Ich versichere Sie —«

»Still, still, ich will gar nicht Ihre Vertraute sein — diese Rolle hat keinen Reiz für mich.«

Bei diesen Worten legt sie ihre Hand auf meinen Arm und läßt sie selbst einige Zeit dort ruhen — wahrscheinlich aus Zerstreuung. Aber es kommen Gäste und die schöne Herminie muß die neuen Ankömmlinge begrüßen.

Es ist Frau von Saint-Julien und Herr Melino; es freut mich, daß diese Dame mit bei Tafel ist, denn ich erinnere mich, daß sie eine liebenswürdige Schwätzerin ist. Bis jetzt ist sie und die Frau vom Hause die einzige Dame und wir sind acht Herrn; aber Frau von Rémonde ist kokett und will für sich allein alle Huldigungen. Dergleichen Damen, laden nur solche Frauen ein, die ihre Reize nicht verdunkeln können. Man erwartet wohl noch mehr Gäste, denn es wird noch nicht aufgetragen, obwohl es bereits halb sieben Uhr geworden ist. —

Ah! noch eine Dame, aber eine abscheulich häßliche! Das Gegentheil hätte mich auch überrascht und ich wundere mich schon, daß man Frau von Saint-Julien eingeladen hat, und sie also für unbedeutend hält. Endlich um drei Viertel auf

sieben Uhr, meldet man, daß aufgetragen sei: Gott sei Dank! Frau von Rémonde ist neben mir und ich biete ihr also die Hand, welche sie mit verbindlichem Lächeln annimmt. Auf dem Wege aus dem Salon zum Speisesaale scheint es mir, als drückten ihre Finger leise die meinigen — es ist vielleicht eine Gewohnheit von ihr. Ich kannte eine Dame die allen Männern ihrer Bekanntschaft die Hand drückte, obwohl sie doch nicht Alle lieben konnte. Bei Tische komme ich neben Frau von Rémonde zu sitzen. Sie will mich also entschieden auszeichnen; aber Jenneville — wird sie ihm nicht den andern Platz an ihrer Seite gönnen? — Nein; den erhält Herr Melino, der Begleiter der Frau von Saint-Julien. Gewiß ist der Mann reich und ein leidenschaftlicher Spieler, denn etwas muß doch für ihn sprechen. Jenneville muß sich zwischen Herrn Breillard und jene Dame setzen, die mit Jocko viel Aehnlichkeit hat. Er wird sich schwerlich amüsiren. Frau von Saint-Julien hat zwei unbedeutende junge Männer zu Nachbaren, die man ihr offenbar sehr gern überläßt; ich bewundere die Geschicklichkeit dieser geistreichen Frau, mit der sie ihre Gäste zu placiren versteht. Mir gegenüber sitzt ein magerer, blasser Herr, dessen Lächeln ausdrucksvoll sein soll, und der kein Wort sagt, ohne

dabei durch seine Mienen anzudeuten, daß ein feiner Doppelsinn darin versteckt liege, und ohne daß er im voraus schon seine Witze belächelte. Da ich noch nichts, was wirklich witzig gewesen wäre, von ihm gehört habe, so frage ich Frau von Rémonde leise, wer der Herr sei?

»Das ist ein Mann voll Geist, sehr liebenswürdig, sehr spaßhaft. — O! Sie sollen sehen, wie er uns wird zu lachen geben; er ist ein Spaßmacher. Er hat einen unerschütterlichen Ernst, während er die spaßhaftesten Dinge erzählt.«

»So habe ich mich also in seiner Lustigkeit nicht getäuscht.«

»Er weiß immer eine Menge von Anekdoten, von piquanten Abentheuern, er wird uns deren zum Nachtisch erzählen.«

Da dieser Herr ein so großer Spaßvogel ist, so muß ich nun wohl gleich den Andern dem, was er sagt, viel Aufmerksamkeit widmen, aber da ich ihn noch nichts Anderes habe sprechen hören, als: das ist gut — sehr gut — oder: das ist vortrefflich; so denke ich, er mag wohl noch nicht im Zuge sein und beobachte die übrigen Gäste.

Frau von Saint-Julien plaudert und lacht mit ihren beiden jungen Nachbarn; Herr Melins muß nicht eifersüchtig auf sie sein, und es scheint, daß

er, unbekümmert um Alles Uebrige, sich damit begnügt, sie her und zurück zu geleiten.

So ein Mann ist Goldes werth, und ich begreife nun, warum ihn Frau von Rémonde neben sich sitzen hat. Uebrigens ist er an der Tafel derselbe, der er im Salon war; er ißt—spricht aber keine Sylbe.

Blagnard spricht mit einem seiner Nachbarn von Geschäften, von Käufen und Erwerbungen; Herr Breillard will den Angenehmen spielen und wirft seine Brodrinden unter den Tisch, damit man nicht bemerken soll, daß er, weil er keine Zähne mehr hat, nur das Weiche davon ißt.

Jenneville's Nachbarin ißt für Viere und läßt ihre Kinnladen spielen wie ein Affe; Jenneville selbst spricht wenig und scheint verdrießlich zu sein, da ihn die Nachbarschaft, die man ihm gegeben hat, wohl nicht sonderlich ergötzen mag. Demohnerachtet merkt Frau von Rémonde nicht auf sein böses Gesicht, und überhäuft mich dagegen mit Artigkeiten, mit kleinen Aufmerksamkeiten. — Will sie den guten Jenneville eifersüchtig machen? Das ist allerdings die Aufführung einer Kokette.

Ich denke über einer Sache nach, die mir sehr drollig vorkommt. Ich bemerke, daß, seit wir uns

zur Tafel gesetzt haben, die Kniee der Frau von Rémonde oft den meinigen begegneten, obwohl ich sie immer, in der Furcht meine Nachbarin zu belästigen, zurückzog; jetzt tritt mich die schöne Herminie sogar leise auf den Fuß, ohne mit dem ihrigen zurückzufahren im — Gegentheil; und doch muß sie recht gut fühlen, daß sie ihn nicht auf die Dielen setzt. Teufel! wo soll das hinaus! Es handelt sich hier nicht mehr darum, Jenneville eifersüchtig zu machen, denn er kann nicht sehen, was unter dem Tische vorgeht.

Ich bin ein wenig verlegen, lasse mir aber in Gottes Namen auf den Fuß treten, da man artig sein muß, besonders gegen Leute, die uns zu Tische laden.

Frau von Rémonde begnügt sich aber nicht damit, mir den Fuß zu drücken, sie nähert sich mir auch wieder mit den Knieen und wirft mir sehr feurige Blicke zu. Man ist beim Nachtisch, der Champagner macht die Runde — das ist der Augenblick, wo man sich erhitzt, wo man sich aufgelegt fühlt, zu lachen und sich zu verstehen. Ich hätte es gern, wenn man von Tische aufstünde, aber Frau von Rémonde scheint sich sehr dabei zu gefallen, sie fordert den Witzbold auf, etwas zu er-

zählen und dieser wiegt sich mit bedeutungsvoller Miene auf seinem Stuhle, indem er sagt:

»Ich weiß nichts, Madame; ich habe ein zu schlechtes Gedächtniß! und dann, etwas mir nichts dir nichts erzählen, wenn es grade verlangt wird, das macht keinen Eindruck. Die Gelegenheit muß sich grade schicken, die Geschichte muß überdacht sein. Es giebt wohl Leute, die thun, als hätten sie Wunders viel zu sagen, die uns mit künstlichen Phrasen umstricken; man hört mit beiden Ohren zu, und wenn wir lange genug zugehört haben, merken wir erst, daß sie uns nichts gesagt haben.«

Der Flausenmacher schweigt nach dieser Rede in der Erwartung, daß man darüber lachen werde, täuscht sich aber diesmal, denn man weiß nicht, was er damit sagen, und ob er einen Scherz machen wollte.

»Er ist heut nicht bei Laune,« sagt mir Frau von Rémonde, »aber wenn er seinen glücklichen Tag hat, möchten wir vor Lachen bersten.«

Nach diesen Worten erhebt sie sich, ich gebe ihr die Hand, und auf dem Rückwege in den Salon flüstert sie mir in's Ohr: »Ich hoffe, Sie werden mich künftig öfter besuchen, und wenn ich auch nur Montags und Mittwochs Gesellschaft empfange, so bin ich doch auch an andern Tagen zu sprechen, des Morgens — zwischen eilf und zwölf Uhr.«

Ich mache eine tiefe Verbeugung, die sie nach Belieben auslegen kann.

So kommen wir in den Salon, wo sich bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt hat, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Frau von Rémonde mir nun das Vergnügen machen wird, mich aus dem Garne zu lassen.

Armer Jenneville! Das ist also das Weib, welches Du anbetest! deren Strenge zu besiegen Dir so viel Mühe kostete! Obwohl ich diese Laune nicht begreife, so sehe ich doch ein, daß ich ungesucht die Eroberung der schönen Herminie gemacht habe.

Ich sehe, wie sich Jenneville ihr nähert; er spricht einige Worte zu ihr, auf die sie mit einem herrischen Wesen antwortet. Doch kann ich nur die Worte vernehmen: »Es muß so sein, ich will es und damit gut;« worauf sie sich von ihm entfernt und sich mit der Gesellschaft beschäftigt.

Ich trete hierauf zu Jenneville, neugierig zu wissen, ob er noch so von seiner Schönen entzückt ist.

»Nun, mein theuerster Jenneville?«

»Nun, lieber Deligny?«

»Wir haben uns doch lange nicht gesehn.«

»Sie waren nirgends zu finden, doch hoffe ich, Sie jetzt öfter zu sehen. Herminie findet Sie

sehr liebenswürdig, wie sie selbst sagt; sie weiß, daß wir Freunde sind, und das ist ein Grund, weshalb sie Ihre Besuche noch lieber haben wird.«

»Das ist sehr liebenswürdig von ihr; aber wie mir scheint, sind Sie jetzt beständig geworden, Ihre Liebschaften —«

»Sie sehen mich selbst darüber erstaunt! Diese Frau hat mich gefesselt, ich bin närrisch in sie verliebt! und obwohl sie ein wenig launenhaft, ein wenig trotzköpfig ist, so ist sie doch in ihren Launen selbst anbetungswürdig. Uebrigens habe ich die Ueberzeugung, daß sie einzig mich liebt, daß sie eine heiße Anhänglichkeit an mich hat. Sie hat mir Beweise davon gegeben; denn ich bin nicht sehr reich und wenn sie Prinzen, Millionairs zu ihren Anbetern haben wollte — Tausende würden ihr Vermögen zu ihren Füßen legen; aber sie stößt ihre Huldigungen zurück, denn nicht Reichthum verführt sie, sie läßt sich nur von ihrem Herzen leiten.«

Ich habe keine Antwort darauf; lassen wir Jenneville in seinem Glauben an Frau von Rémonde's Beständigkeit, ich wenigstens mag ihn nicht erschüttern; denn wozu eine Illusion zerstören, die ihn glücklich macht?

Um jede geheime Unterredung mit der Hausfrau zu vermeiden, setze ich mich zum Spiele, und um

mir die Langweile dieser Soirée zu verkürzen, denke ich an Augustinen, halte mir vor, daß ich nach ihrem Gebote mich in dieser Gesellschaft befinde und dieser Gedanke ist Ursache, daß ich mich weniger langweile.

Ich verliere natürlich mein Geld, da ich zerstreut bin und gegen Leute spiele, die aus dem Spiel ihre einzige Beschäftigung machen. Bald bin ich auf dem Trocknen und gehe darauf einen Augenblick im Salon auf und ab, da sie ja will, daß ich ihr von dem, was ich gesehen, Rechenschaft gebe; ich muß daher ein wenig beobachten. Doch was kann ich bemerken, was man nicht überall in jenen Häusern sieht, wo ein Gast den andern nicht kennt. Bei den Ecarté-Tischen eine Menge junger Leute, die sich drängen und stoßen, um zu wetten und zu rathen; eine Tafel mit Gold bedeckt, und um sie herum einige gemeine Gesichter, Figuren mit pöbelhaftem Benehmen, über deren Hiersein man erstaunt; und grade diese spielen am höchsten — das begreife ich nicht.

Herr Breillard befindet sich an der sogenannten kleinen Tafel bei den Damen und der arme Mann ist so entzückt darüber, sich von dem schönen Geschlecht gedrückt und umringt zu sehen, daß er sein Geld mit Freuden verliert; ja er würde

sein falsches Toupet verspielen, wenn die Damen darauf beständen.

Der Flausenmacher sitzt im Winkel auf einer Ottomane; er hat sich von der Gesellschaft zurückgezogen, und scheint in tiefsinnige Gedanken versunken. Recht so; ein Mann der sich geistreicher dünkt als Andre, muß sich immer das Ansehen geben, als sei er von Ideen hingerissen. Ich denke, das ist sein bester Witz auf heut Abend.

Die Dame, welche wie Jocko aussieht, hat sich eines Jünglings bemächtigt, mit welchem sie Imperiale spielt, was für den jungen Mann eine Buße zu sein scheint; ich glaube er hat Lust zu weinen, und wird gewiß dieser Soirée gedenken.

Blagnard spricht eifrig mit Jenneville, der ihn mit Aufmerksamkeit anhört; Frau von Remonde nimmt Herrn Melino sein Geld ab, und achtet in diesem Augenblick nicht auf mich; es ist nahe an zwölf Uhr, ich habe es herzlich satt, gehen wir.

Welcher Unterschied zwischen dieser Soirée und einer Stunde in Augustinens Nähe hingebracht. Als ich von Frau von Remonde weggehe, scheint es mir, als fühlte ich Madame Lucevals Werth erst recht; doch nein, ich bedurfte dieses Vergleichs nicht, um ihn anzuerkennen, aber ich mache mir

nun aus ihrem Wiedersehen ein Fest, wie man nach einem stürmischen Tage lebhafter den Reiz des schönen Wetters empfindet.

Meine Portiersfrau stellt mir einen Brief zu, ich erkenne an der Hand und Ortographie, daß er von Ninie ist; doch was will sie noch von mir?

»Mein Freund, wie sie es nach ihrer aignen Versicherrung seyn Wollen, besuchen sie Mich, ich bitte darum, da ich Adolpf begegnet bin, welcher sich sehr Schlecht gechen mich aufgeführt hat, und ich Ihres Rats bedarf. Ninie.«

Ich stecke das Billet in die Tasche, mit dem Vorsatze, die Kleine zu besuchen, jedoch verlischt die Erinnerung an sie sehr bald, und ich schlafe mit dem Gedanken ein, welches Glück es für mich sein wird, zu Augustinen zu gehen.

Am andern Tage, sobald es nur die Schicklichkeit erlaubt, mich Madame Luceval vorzustellen, gehe ich nach der Boucherat-Straße. An meiner Thüre stoße ich auf Dubois, er wollte mich besuchen, doch mochte ich mich jetzt nicht aufhalten lassen.

»Du gehst aus?« fragt er.

»Ja, ich bin sehr eilig.«

»Nun, spielt Deine Prinzessin noch immer die Spröde?«

»Es ist ein reizendes Weib, anbetungswürdig — ich will sie eben besuchen.« —

»Du bist also jetzt auf guten Wegen? Hast große Fortschritte gemacht?«

»Ich will Dir Alles ein andermal erzählen.«

Ich bin schon von Dubois weg, und eile auf Flügeln der Liebe zu Madame Luceval. Sie empfängt mich mit jenem Lächeln, das nur ihr eigen ist.

»Ich erwarte Sie mit Ungeduld,« redete sie mich an.

Sie erwartete mich! und es ist noch nicht zwölf Uhr. Muß ich nicht aus diesem Verlangen, mich zu sehen, Hoffnung schöpfen? Ich bin ihr also doch nicht gleichgültig? Denn warum sollte man Jemanden, der uns gleichgültig ist, mit Ungeduld erwarten. Diese Ueberlegung war das Werk eines Augenblicks, und ich setze mich hierauf zu ihr.

»Nun, Sie waren also gestern bei Frau von Rémonde zur Tafel?«

»Ja, auf Ihren Antrieb Madame.«

»Hat es Ihnen gefallen? War viel Gesellschaft dort? erzählen Sie mir, was Sie dort gemacht haben.«

Um ihr Alles recht ausführlich zu erzählen, rücke ich meinen Stuhl an den ihrigen, welchen sie nicht

zurückzieht. Ich sitze ihr ganz nahe, und wenn ich meinen Arm ausstrecke, könnte ich sie umschlingen. Meine Knie berühren fast die ihrigen — ach! wie wohl befindet man sich in einer solchen Stellung.

»Nun, Sie reden ja nichts, mein Herr.«

»Verzeihung Madame, ich sammelte nur meine Gedanken. Die Gesellschaft, die ich bei Frau von Rémonde traf, war fast dieselbe, die ich schon früher dort gesehen; wenig Damen, und gar keine hübschen; dagegen viel Männer jeden Alters, jeder Art, und vielleicht jedes Standes.«

»War Herr Jenneville da?«

»Das versteht sich.«

»Er ist also noch immer von dieser Frau bezaubert?«

»Mehr als je.«

»Mehr als je! — und ich glaubte, er sei veränderlich.«

»Die Unbeständigsten werden zuletzt die Treuesten.«

»Ja, manchmal.«

Sie läßt seufzend das Haupt sinken. Ich seufze gleichfalls, und wir bleiben eine Zeit neben einander, ohne zu sprechen.

»Hat er es Ihnen gestanden, oder haben Sie die Bemerkung gemacht, daß er noch verliebt in sie sei.«

»Er hat es mir selbst gestanden.«

»Und er wird ganz gewiß wieder geliebt?«

»Sie wissen wohl, daß man nicht immer in dem Grade geliebt wird, in dem man selbst liebt .... ich bin sogar vom Gegentheil überzeugt.«

»Wirklich? wie so? Was haben Sie bemerkt?«

»Ich wollte damit sagen, daß Frau von Remonde sehr kokett ist, und daß diese Frauen wenig Gefühl haben.«

»Ja, aber diese Frauen liebt man am meisten—«

»Nicht immer Madame..«

»Aber haben Sie einen besondern Grund, woraus Sie schließen, daß diese Frau Herrn Jenneville nicht liebt?«

»Nein Madame, nein; ich sprach nur im Allgemeinen.«

Ich habe gar keine Lust, Madame Luceval etwas von jenen Kniebewegungen, jenen Händedrücken unter dem Tische, und jener Einladung für die Morgenstunden zu erzählen; denn erstlich ist es immer sehr schlecht, die Schwachheiten einer Frau zu veröffentlichen, und dann, würde ich nicht wie ein Geck erscheinen, wollte ich mich einer Eroberung rühmen! Ich erzähle ihr ausführlich, was man Alles bei Frau von Rémonde vorgenommen, verschweige ihr aber, daß ich vierundzwanzig Franken

verloren habe, weil sie mich veranlaßt hat hinzugehen. Augustine hört mir aufmerksam zu, und als ich geendet, sagt sie mir mit sehr liebenswürdigem, obwohl etwas melancholischem Tone: »Ich danke Ihnen Herr Deligny; Sie waren aus Gefälligkeit für mich in jenem Hause, und ich bin Ihnen dafür sehr verpflichtet, und wünschte nur, Ihnen gleichfalls etwas Angenenehmes erzeugen zu können.«

»Ach Madame, Sie können mich mit einem Worte zum Glücklichsten der Menschen machen. Ja wenn ich nur hoffen dürfte, eines Tages über Ihre Gleichgültigkeit zu siegen.«

»Herr Deligny, ich bitte Sie, nichts von Liebe; es darf, es kann für mich keine mehr geben.«

»Nicht mehr — und Sie sind noch in der Blüthe Ihrer Jahre, und Sie besitzen Alles, um zu gefallen, um diejenigen zu fesseln, die so glücklich sind, Sie zu kennen.«

»Soll ich Sie denn an die Bedingung unsers Umgangs erinnern?«

»Ich schweige schon Madame.«

Ich sage wirklich nichts mehr, und begnüge mich damit, zu seufzen und zu schmollen — das gewöhnliche Zufluchtsmittel eines Liebhabers, der eine Befriedigung seiner Wünsche nicht erhalten kann; und

doch ist es ein schlechtes Mittel, liebenswürdig zu erscheinen, wenn man sich bemüht, ein trübes Gesicht zu machen. Aber wenn man wahrhaft liebt, ist man selten sehr geschickt. Nach einiger Zeit sagt mir Madame Luceval in heiterm Tone: »Wie mein Herr, wollen Sie denn bei ihrem Seufzen und Schweigen beharren! Ich will, daß man mit mir spricht, und nicht daß man verstimmt sei. Ach! schon längst wollte ich Sie, denn ich bin sehr neugierig wie sie wissen, nach jenem hübschen Mädchen fragen, mit dem ich Sie in der Oper gesehen.«

»Seitdem ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft habe, sehe ich sie nicht mehr.«

»Mein Gott, so sehen Sie also seit der Zeit, daß Sie zu mir kommen, Niemanden mehr? Wissen Sie wohl, daß ich das nicht will? Ich begreife nicht, warum Sie meinethalben ein Misanthrop werden wollen? Warum besuchen Sie das junge Mädchen nicht mehr?«

»Weil. — weil dergleichen Bekanntschaften nicht ewig dauern können. Uebrigens konnte dieses Mädchen nicht — und dann — kurz, ich will sie nicht mehr sehen.«

»Das nenne ich eine kluge Antwort. Warum nicht gradezu sagen: ich liebe sie nicht mehr; das wäre doch offenherziger. Aber selbst wenn Sie nicht mehr lieben, müssen Sie sie denn deshalb

gänzlich verlassen? Liegt Ihnen denn nicht daran zu wissen, was sie macht, ob sie glücklich oder unglücklich ist. Aber so seid Ihr Männer: Feuer und Flammen wenn ihr verliebt seid, und Eis, wenn man Euch nicht mehr gefällt.«

»Madame, ich glaube, diese Vorwürfe verdiene ich nicht, das junge Mädchen ist nur . . .«

»Sie ist Fransenmacherin, ich weiß es.»

»Sie wissen das?«

»Ich weiß sogar, daß sie Ninie heißt, oder Fanny.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ach! ich weiß Alles, ich wünsche aber, ich hätte manche Dinge nie erfahren. Ich hatte manchmal Lust zu lachen, wenn Sie mir sagten, es wäre eine junge Dame aus der Provinz.«

»Wahrhaftig, ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen. Wie haben Sie das Alles erfahren?«

»Das ist mein Geheimniß.«

»Da Sie so gut von Allem unterrichtet sind, so wissen Sie wohl auch, daß mir Ninie gestern geschrieben hat?«

»Sie hat Ihnen geschrieben? das wußte ich nicht, und was hat sie Ihnen denn geschrieben?«

»Sie lud mich zu einem Besuche ein.«

»So werden Sie also noch geliebt?«

»Nein, sie will im Gegentheil mit mir wegen ihres ersten Geliebten sprechen, welchen sie vor mir kannte, und an den sie, wie ich glaube, noch immer denkt.«

»Wirklich! und doch ist sie ihm Ihrethalben untreu geworden.«

»Er hatte sie zuerst verlassen.«

»Sie haben ihn nicht gekannt?«

»Nein.«

»Hat sie Ihnen auch nicht seinen Namen genannt?«

»Er nannte sich Adolph, aber er hat diesen Namen blos ihr gegenüber geführt. Aber Madame, ich dächte Ninies Liebschaften könnten Sie nicht sonderlich interessiren, und wir thäten besser —«

»Verzeihen Sie, es interessirt mich im Gegentheil recht sehr. Herr Deligny Sie werden mich sehr neugierig finden, aber ein Freund muß Nachsicht haben, und Sie müssen mich entschuldigen.«

»Nun was wünschen Sie?«

»Haben Sie den Brief der Kleinen bei sich?«

»Ja Madame.«

»Wollen Sie mir ihn zeigen?«

»Ihnen Ninies Brief zeigen?«

»Ich bitte Sie darum.«

»Ich konnte Ihnen den Brief der Frau von Rémonde zeigen, der war französisch; aber Ninies ihren — das kann ich wirklich nicht.«

»Verzeihen Sie; ich sehe nun, daß es in dem Briefe Dinge giebt, die ich nicht wissen soll.«

»Die Sie nicht wissen sollen! O Nein! Hier ist der Brief Madame.«

Ich gebe Ihr Ninies Billet, sie greift lebhaft darnach, und liest es mit eben der Aufmerksamkeit, als das der Frau von Rémonde.

Diese Frau ist mir unbegreiflich, aber ich muß wohl Alles thun, was sie will. Sie giebt mir das Billet mit den Worten zurück: »Sie hat diesen Adolph wieder gesehen, er hat sich schlecht gegen Sie benommen, sie will Ihnen das Alles erzählen, Sie müssen hingehen, Sie können der Kleinen, die Ihnen ihr Zutrauen schenkt, Ihren Rath nicht entziehen.«

»Aber Madame, wie soll ich ihr rathen? Kenne ich denn ihren Adolph? und dann — er hat sie geliebt und liebt sie nicht mehr, darin sehe ich nichts Besonderes. Ach, wenn man alle Klagen dieser Mädchen wegen ungetreuer Liebhaber anhören wollte —«

»O ich weiß, daß Sie das sehr natürlich finden; aber ich bin sehr neugierig zu wissen, ob sie diesen Adolph wieder sieht, kurz was sie Ihnen

sagen will. Sie werden hingehen, nicht wahr! Ich wage nicht zu sagen, daß ich es will, denn ich weiß wohl, daß ich kein Recht habe, über Sie zu gebieten.« —

»Kein Recht! Madame ich werde gehen, bis ans Ende der Welt, wenn Sie es wünschen; aber ich gestehe, ich begreife nicht, was es Ihnen für ein Vergnügen macht, mich zu allen Weibern zu schicken, die mir schreiben.«

»*Ich werde ihnen schon einst den Grund sagen.* Doch ist es noch nicht zwei Uhr, Sie können noch heut die Kleine besuchen, und mir diesen Abend wiedersagen, was sie Ihnen anvertraut hat.«

»Wie — gleich hingehen!«

»Und diesen Abend wiederkommen.« —

»Madame ich gehe, und werde *Ninie* besuchen.«

Auf dem Wege nach der Straße Aubry le Boucher denke ich über die sonderbare Gemüthsart Madame *Lucevals* nach; sie sagt, daß sie nicht mehr lieben könne, und empfängt täglich einen Mann, dessen Leidenschaft sie sich nicht abläugnen kann. Sie verbietet mir von meiner Liebe zu sprechen, aber wenn sie mich des Morgens entläßt, ladet sie mich ein, an demselben Abend wiederzukommen. Sie will mir nicht die kleinste Hoffnung geben, aber sie erkundet sich sorgsam darnach was ich mache, und nach

allen Personen, mit denen ich umgehe; sie hat es gern, wenn ich ihr von der Anwendung meiner Zeit Rechenschaft gebe, und will die Billets der Damen lesen, die an mich schreiben. Ach! vergeblich verbietet mir Augustine zu hoffen, Alles zeigt an, daß sie mich liebt — vielleicht ohne daß sie es sich selbst gesteht, aber mit Hilfe der Liebe will ich sie schon zwingen, mir ihre Gefühle nicht mehr zu verbergen.

Da ist Ninies Wohnung, die mir jetzt noch häßlicher vorkommt, als vor zwei Monaten, denn damals besaß wenigstens Ninie selbst für mich eine gewisse Anziehungskraft. Ich stehe vor ihrer Thüre; wenn Ninie nur nicht bei Madame Ballû wäre, da ich nicht mehr den Muth habe, sie dort zu holen, und die Unterhaltung der Frau Mattoux anzuhören.

Aber Ninie ist zu Hause, und stößt einen Freudenruf bei meinem Anblick aus. »Ach sind Sie's Herr Paul, schön, daß Sie endlich kommen, ich mußte Ihnen erst deshalb schreiben.«

»Liebe Ninie, ich bin nicht immer Herr meiner Zeit.«

»Ich glaub's, es ist nicht mehr wie ehedem. Aber setzen Sie sich doch . . . Halt, ich muß Ihnen erst einen leeren Stuhl suchen — sonst freilich, wenn keiner leer war, setzten Sie sich auf mein Bett.«

»Das kann ich auch jetzt noch thun, Minie.«

»Ach nein, jetzt verlohnt sichs nicht, da ist ein Stuhl.«

Die Kleine bringt einen Stuhl, und zwischen Ernst und Lachen wirft sie ihre Arbeit auf die Seite, und setzt sich neben mich. Wie ich sie aufmerksam betrachte, sehe ich daß sie rothe Augen hat.

»Minie, was ist Ihnen denn, Sie haben geweint.«

»Ach, ich weine jetzt sehr oft.«

»Und warum das?«

»Ach, um mich zu zerstreuen.«

»Eine sonderbare Zerstreuung; aber so erzählen Sie mir doch Ihren Verdruß, denn glauben Sie nur, wenn ich mich auch lange nicht habe sehen lassen, so bleibe ich nichts destoweniger ihr Freund. Nun, warum haben Sie geweint?«

»Weil ich mich ärgere.«

»Und worüber?«

»Ich weiß nicht, ob über Sie, oder über diesen Adolph.«

»Gewiß über Adolph. Sie haben mir geschrieben, daß er sich sehr schlecht gegen Sie benehme — was hat er denn gethan?«

»Nun Sie wissen, wie er mich überredet hat, daß er nach England reisen, und mich nach seiner Rückkehr heirathen wolle.«

»Wenn Sie sich nämlich gut aufgeführt haben würden; aber durch dergleichen Versprechen bindet man sich nicht.

»Ja aber Adolph war mein erster Bekannter, er war Ursache, daß ich meine Tante verließ, kurz er hat mich verführt.«

»Und Sie haben das sehr gern geschehen lassen.«

»Das bleibt sich gleich, er hat mich verführt, und Charlotte sagt, der Mann, der uns zuerst — dem wir zuerst, kurz unser Verführer sei uns immer Rücksichten, sei uns Dankbarkeit schuldig.«

»Charlotte hat Ihnen oft Dinge gesagt, die Sie nicht hätten hören sollen, doch ist Ihnen Adolph allerdings Rücksichten schuldig; man muß diese für jede Frau haben, besonders für die, die uns glücklich gemacht hat. Adolph hat sich also schlecht benommen?«

»Vor einiger Zeit, zwei Tage vorher, ehe ich Sie in der Boucherat-Straße traf, begegnete ich, als ich über die Straße des Petits champs ging, um meine Arbeit zu holen Adolph, der eine schöne Dame im Federhut am Arme führte. Bei seinem Anblick schnitt es mich ins Herz, da ich dachte, er wäre in England. Ich mußte stehen bleiben, so angegriffen fühlte ich mich, und weiß nicht, ob er mich gesehen hat, denn er ging ruhig seines Weges, ohne

sich aufzuhalten, und ohne sich nach mir umzusehen. Ich dachte, meine Beine wären mir abgestorben. Ganz verwirrt von diesem Zusammentreffen kehrte ich zurück, und erzählte es dann Charlotten. Charlotte sagte mir, »Du bist nicht gescheut, Dein Adolph ist ein Ungeheuer, ein Treuloser; Du mußtest ihm nachlaufen, ihm einen Auftritt auf öffentlicher Straße machen, und ihm mit Deinen Eltern drohen, wenn er Dich nicht neuerdings ausstatten wollte.«

»Da hat Ihnen Charlotte wieder sehr schlechte Rathschläge gegeben.«

»Ach ich hatte auch keine Lust sie zu befolgen, da ich, wie Sie wohl wissen, nicht im Stande bin, Jemandem einen Auftritt zu machen, weder in der Straße noch bei mir; doch verdroß es mich, daß ich Adolphen nicht gefolgt war, um wenigstens zu erfahren, wo er wohnt, und ob er mit jener schönen Dame, die er am Arme hatte, verheirathet wäre. Eine Zeit lang hoffte ich, er werde mich besuchen, da er nun in Paris war, aber er kam nicht; vor vier Tagen endlich traf ich ihn wieder auf dem Platze des Victoires und da sagte ich mir: diesmal soll er mich sehen. Er ging sehr rasch, aber ich holte ihn ein und hielt ihn mit den Worten auf: Wie schön, daß ich sie treffe, denn seit Ihrer

Rückkehr aus England haben Sie mich noch nicht oft besucht! Hierbei wurde er roth, nahm eine verdrießliche Miene an, und gab mir zur Antwort: »Meine Liebe, ich habe es nicht gern, wenn man mich auf der Straße anfällt, und verbiete mir in Zukunft, mich anzuhalten, und zu thun, als ob man mich kenne. Ich kann eine Schwäche für Sie gehabt haben, aber das ist vorbei, und es darf künftig keine Gemeinschaft zwischen uns stattfinden. Meine Reise nach England war nur ein Vorwand mich Ihrer zu entledigen, das hätten sie ahnden sollen; ich widerhole Ihnen daher, lassen Sie sich es nicht wieder einfallen, mich anzureden.«

»Nach diesen Worten entfernte er sich; ich konnte mich lange nicht von der Stelle rühren, und dachte zu ersticken. Ich lief weinend zu Charlotten, die mich wieder tüchtig ausschalt und sagte: ich hätte meinen Verführer so kratzen sollen, daß man eine Zeitlang die Spuren davon auf seinem Gesichte gelesen hätte. Seitdem habe ich oft geweint; so hatte noch Niemand zu mir gesprochen — Mädchen meiner Art — von was für einer Art muß man denn sein, um eine solche Behandlung zu erdulden?«

»Ihr Adolph hatte sehr Unrecht; er konnte Ihnen sagen, daß er Sie nicht mehr liebe, ohne es auf eine so harte Weise zu thun; es ist schlecht.«

»Ja es ist sehr schlecht von ihm; als Sie Paul mir sagten, daß Sie mich nicht mehr liebten, so sagten Sie mir dabei doch keine Grobheiten.«

»Sie müssen diesen Menschen vergessen, nicht mehr an ihn denken, und sich zu trösten suchen, Ninie!«

»Ich liebe ihn ja gar nicht mehr, ich denke auch nicht mehr an ihn, aber was er mir sagte, das hat mich sehr betrübt; ich habe ihn doch geliebt — wenigstens glaubte ich es — und nun zu sagen, ein Mädchen meiner Art — hi! hi! hi! mir drohen, mir verbieten, ihn zu kennen — hi! hi!«

»Ruhig, Ninie, weinen Sie nicht so.«

»Ach! wennn — das ist — das ist abscheulich.«

»Sie wollen ja nicht mehr an ihn denken.«

»Sie haben mir nicht verboten, Sie wiederzuerkennen, und doch haben Sie mich nicht verführt, hi! hi!«

»Ninie, es ist thöricht, so zu weinen, Sie werden rothe, böse Augen bekommen.«

»Ach ich mache mir nichts mehr daraus — es liebt mich ja Niemand mehr — ich bin so unglücklich darüber, daß mich Niemand mehr liebt. Hi! hi! hi!«

Die Kleine will nicht aufhören zu weinen, und

um sie zu trösten, ziehe ich sie auf meine Kniee, drücke sie an meine Brust, umarme sie — kurz es bleibt kein Mittel übrig, was ich nicht versuchte, um sie zu trösten, und da sie tief betrübt ist, so kostet es Mühe, sie zu beruhigen. Endlich aber hört sie auf zu weinen, ja sie lächelt am Ende sogar und ich weiß nicht, wie es zugeht, daß wir alle Beide auf dem Platze sitzen, den ich früher einnahm, wenn es keinen leeren Stuhl mehr gab.

»Nun, Ninie, Du weinst nicht mehr?«

»Ach nein; es ist vorüber — ich will mich nicht mehr betrüben und nicht mehr an Adolph denken — aber Du, Sie werden mich immer ein Wenig lieb haben, nicht wahr?«

»Gewiß; aber Sie müssen nicht mehr zu Charlotten gehen und deren Rathe folgen, denn sehen Sie, Ninie, dann würde man Sie mit Recht verachten, und mit Recht so zu Ihnen reden können, wie es Adolph that.«

»Ach ich gehe jetzt nicht mehr mit ihr um; ich arbeite die ganze Woche, und Sonntags gehe ich zu meiner Tante, mit der ich mich wieder ausgesöhnt habe.«

»So ist's recht; aber sagen Sie mir, Ninie, kennen Sie eine gewisse Madame Luceval?«

»Nein, mein Freund.«

»Oder waren Sie vielleicht einmal in Geschäften, oder aus einem andern Grunde, in einem Hause auf der Boucherat-Straße?«

»Nein, ich kenne Niemanden auf dieser Straße.«

»Das ist doch sonderbar.«

»Warum denn?«

»Ach — das ist eine Sache, die mich betrifft. Adieu Ninie, ich muß Sie jetzt verlassen. Sein Sie gut, gehen Sie nicht mehr mit Charlotten um und weinen Sie nicht mehr.«

»Aber Sie werden mich doch dann und wann besuchen, damit ich mich nicht so sehr langweilen darf.«

»Ja, verlassen Sie sich darauf.«

Ich umarme sie noch einmal und gehe. Werde ich heut Abend Madame Luceval Alles sagen können, was ich bei Ninie gemacht habe? Nein, ich werde ihr wohl Manches verschweigen müssen. Madame Luceval hat doch eine merkwürdige Leidenschaft, daß sie mit aller Gewalt will, ich solle zu andern Weibern gehen. Will sie dadurch die Neigung, die sie mir eingeflößt hat, schwächen, oder will sie meine Beständigkeit auf die Probe setzen? Nun, wenn ich unterliege, wie an diesem Morgen zum Beispiel, was kann das beweisen? Man kann

einmal eine kleine Untreue begehen, ohne deshalb unbeständig zu sein.

Des Abends kehre ich zu Augustinen zurück, und erzähle ihr, was ich ihr von meinem Besuche bei Ninie erzählen kann. Sie hört aufmerksam zu, was Bezug auf Adolph hat und ruft dann aus: »Das ist schlecht — das ist wirklich schlecht! — ein Mädchen, welches sich ihm hingegeben, so zu behandeln! Ich glaube, es wäre mir lieber gewesen, wenn er ihr noch gut wäre.«

Ich sehe nicht ein, was sie Adolph's Aufführung angeht, den ich nicht die Ehre habe zu kennen. Augustine dankt mir für meine sogenannte Gefälligkeit sehr freundlich, als ob ich nicht schon überglücklich wäre, ihr überhaupt einen Gefallen thun zu können — und dann war der Besuch bei Ninie gar nicht einmal so unangenehm. Zuletzt, als ich sie verlasse, reicht sie mir die Hand und nennt mich ihren Freund.

Ah! mag sie künftig befehlen, mag sie ganz nach Belieben über meine Zeit gebieten!

Drittes Kapitel.

Der Ball zu Auteuil.

Der Mai ist herangekommen, die Bäume bekleiden sich wieder mit ihrem Schmuck, die Felder mit ihrem Grün und die Wiesen mit ihren lachenden Farben. Mein Vater schreibt mir mehrmals, daß er mich erwarte und ich habe ihm geantwortet, daß ich nächstens zu ihm kommen würde: dennoch bleibe ich immer in Paris und habe nicht den Muth, mich auch nur auf einige Tage von der angebeteten Frau los zu reißen.

Habe ich aber in meiner Liebe Fortschritte gemacht? stehe ich Augustinens Herzen näher? Sie hat nie ein Wort gesagt, das mir Hoffnung gäbe, aber sie ist jetzt so herzlich gegen mich und ich kann gewiß sein, daß ihr meine Besuche Vergnügen machen. So oft ich zu ihr komme, fühle ich, wie sehr meine Gegenwart ihr angenehm ist.

Nichts mehr von jenen kalten Ceremonieen, von jenen hergebrachten Redensarten, von jenen Artigkeiten, die das Herz erkälten; sondern ein süßes Lächeln, ein freundliches Wort erwartet mich und mein Herz schlägt heftiger. Daher vergeht auch selten ein Tag, an dem ich nicht, sei es des Morgens oder des Abends, zu ihr ginge.

Ich kenne jetzt die Personen, mit denen sie umgeht, und weiß, daß jene Juliette, die ich bereits bei ihr gesehen, und jene ältliche Dame, in deren Gesellschaft sie damals die Oper besucht hatte, ihr einziger Umgang sind.

Diese beiden Damen sind auch die einzigen Personen, die ich bei ihr antreffe und zwar jene ältere Dame sehr selten. Ich bin also der einzige Mann, welchen sie empfängt — der Einzige! — Wie glücklich muß ich mich über den Vorzug schätzen, den sie mir einräumt, dennn ohne Zweifel haben schon Viele nach der Gunst gestrebt, sie besuchen zu dürfen. Manchmal scheint Augustine bei dem Gedanken, was wohl die Welt zu meinen häufigen Besuchen bei ihr sagen dürfte, zu erschrecken, aber sie beruhigt sich immer wieder, indem sie sagt: »Die Welt kümmert sich nicht mehr um mich! Ich sehe nur Sie und zwei vertraute Freundinnen bei mir — sollte ich denn auch noch dieses Vergnügen den thörichten

Vorurtheilen jener Leute opfern, die ich nicht achte, die überall Böses sehen, weil die Verläumdung ihre Unterhaltung würzt? Nein, Herr Deligny, besuchen Sie mich nur ferner noch; künftig soll die Meinung der Leute keinen Einfluß mehr auf meine Handlungen ausüben, sie täuschen sich zu oft in ihren Urtheilen, als daß ich noch darauf achten könnte.«

Ich setze also meine Besuche fort; sie besteht aber darauf, daß ich eben so wenig meine Freunde vernachläßige und nur unter dieser Bedingung gestattet sie mir ein so häufiges Zusammenkommen. Ich betrüge sie manchmal, denn ich bin seit jenem Diner nicht mehr zu Frau von Rémonde gekommen; wohl aber habe ich Jenneville mit der schönen Herminie, welche mich sehr kalt empfing und mir auf meine Artigkeiten kaum eine Erwiderung schenkte, im Theater getroffen.

Ich weiß wohl, warum diese Dame ihr Benehmen gegen mich geändert hat; ich mußte mir ihren Zorn zuziehen, da ich ihr Entgegenkommen unberücksichtigt ließ. Das war ein großes Verbrechen! die gröbste Beleidigung, die man einer Frau anthun kann, und die niemals verziehen wird! Welche sonderbare Forderung! ein Mann, der ihnen gefällt, soll durchaus auch in sie verliebt sein!

Ei! meine Damen, wenn wir es eben so machten, und alle Damen, die uns gefallen, und deren Gunst wir nicht erlangen können, mit Haß verfolgten! Freilich ist es gewöhnlich, daß die Männer den Hof machen, und die Damen diese Huldigungen annehmen uud das Gegentheil wäre minder angenehm! Jenes Gefühl, welches mich unabläßig beschäftigt, und der Hebel aller meiner Handlungen geworden ist, bewegt mich oft zu ernsthaftem Nachdenken über meine Lage.

Da ich Augstinen anbete, da sie Wittwe und unabhängig ist, wäre es nicht ganz natürlich, daß ich wenn sie mich endlich lieben lernte, um ihre Hand anhielte? Ich fühle recht gut, daß die Liebe, die ich für sie hege, eben so wenig eine seichte Laune, als eine jener unüberlegten Leidenschaften ist, die kein Hinderniß kennen, aber mit ihrer Befriedigung auch verlöschen. Alle meine Wünsche wären erfüllt, dürfte ich Augustinen mein Weib nennen, nur noch für sie leben. Aber Madame Luceval ist reich; nach den von mir gemachten Beobachtungen und einigen Worten, die ihr im Gespräch entfallen sind, zu schließen, glaube ich, daß sie mindestens zwölftausend Livers Renten hat. Und ich! Ich habe kaum den vierten Theil dieses Einkommens. Je mehr ich sparen will, um so mehr verschwende ich;

wenn ich Augustinen zu gefallen in Gesellschaft gehe, verliere ich mein Geld beim Spiel, kurz ich sehe, wie sich meine Einkünfte immer mehr vermindern, ohne irgend eine Hoffnung das Verlorne wiederzugewinnen. Dieser Gedanke beunruhigt mich; wenn ich nicht so reich bin als Madame Luceval, kann sie nicht glauben, daß ich ihr nur aus Eigennutz den Hof mache, und sie um ihre Hand bitte.«

Ach nein, das kann Augustine nicht glauben; sie wird mich verstehen! sie wird in meinem Herzen lesen! Aber mein Stolz ist verwundet, wenn ich daran denke, daß ich dieser reizenden Frau nicht alle Genüsse, alle Annehmlichkeiten des Lebens werde verschaffen können. Diese rauschenden Vergnügungen liebt sie zwar nicht, aber ich möchte doch allen ihren Wünschen entgegenkommen können, und mich von jenen Männern unterscheiden, die ihren Frauen aus deren eigener Börse Geschenke machen.

Ach hätte ich damals Augustinen schon gekannt, als ich nach Paris kam, so hätte ich nicht zwei Drittheile meines Vermögens durchgebracht. Doch wozu über die Vergangenheit nachdenken? Das Uebel ist geschehen — man muß es wieder gut zu machen suchen; freilich wird das schwer halten!

Ich denke jetzt an Blagnard, diesen Mann,

der so glänzende Geschäfte macht, und dem es so leicht ist, Geld zu verdienen.

Wäre ich kühner gewesen, vielleicht hätte er mein Kapital in die Höhe gebracht; ja vielleicht! Aber seitdem ich ihm gern begegnen würde, treffe ich ihn nirgends.

Manchmal befallen mich diese Gedanken in Augustinens Gegenwart und wenn sie dann bemerkt, daß ich zerstreut oder träumerisch bin, frägt sie theilnehmend nach der Ursache, die ich ihr doch nicht mittheilen kann. Man schämt sich, seine Armuth einzugestehen, und man sollte sich in manchen Fällen weit mehr über den Ursprung seines Vermögens schämen.

Ich entschließe mich eines Morgens zu Jenneville zu gehen; er kommt oft mit Blagnard zusammen und wird mir daher einige Rathschläge geben können.

Es ist Morgens neun Uhr, als ich zu ihm komme; ich denke ihn noch im Bette zu treffen und bin überrascht, als ich sehe, daß er sich beeilt, Toilette zu machen.

»Sie wollen schon so früh ausgehen,« rede ich ihn an.

»Ja, Lieber, ich habe ein wichtiges Geldgeschäft vor. Dieses verdammte Geld — Sie wissen, man

hat dessen nie genug. Ich bringe viel durch und will auch einmal welches erwerben. Blagnard giebt mir Gelegenheit, achtzig Tausend Franks in einem Jahre zu verdoppeln und Sie können wohl denken, daß ich diese Gelegenheit benutze.«

»Ich wünschte, er verschaffte mir auch eine solche Gelegenheit — und ich muß Ihnen gestehen, daß ich eigentlich deshalb zu Ihnen kam.«

»O! dann ist Blagnard Ihr Mann; ich gehe zu ihm, kommen Sie mit, vielleicht kann er Sie an unserm Geschäfte Theil nehmen lassen.«

Ich nehme Jenneville's Vorschlag an; wir gehen und schnell fährt uns sein Cabriolet zu Blagnard, der eine glänzende Wohnung in der Straße Antin inne hat.

Der Geschäftsmann empfängt mich sehr artig.

»Mein Theuerster,« sagt Jenneville zu ihm, »da ist ein Mann, der auch zu einer glücklichen Spekulation Lust hätte — könnten Sie ihn wohl darin unterstützen?«

»Warum nicht? Es sollte mich freuen, Herrn Deligny gefällig sein zu können; lassen Sie uns doch sehen.«

Blagnard sieht seine Noten durch, rechnet und macht uns dann eine lange Auseinandersetzung von Anleihen und Käufen, deren Erfolg in Zeit

von einigen Monaten sicher ist. Jenneville versteht sich eben so wenig als ich auf Geschäfte und wir verstehen daher kein Wort von dem, was Blagnard uns vorsagt, nämlich daß man sehr sichere Forderungen billig an sich kaufen und auf die Weise seine Kapitalien verdoppeln könne.

»Genug,« sagt Jenneville, »ich verstehe nichts von Hypotheken, Fristen und Cessionen! aber ich habe volles Vertrauen zu Ihnen und Deligny gleichfalls; sagen Sie kurz und gut, was er zu thun hat.«

»Herr Deligny kann an dieser Unternehmung Theil haben. — Ich bedürfte zwar keiner Fonds mehr, nehme aber die seinigen an, um ihm zu dienen. Er mag mir sechszig Tausend Franks geben, und ich hoffe, sie ihm in einem Jahre verdoppelt zurückzugeben.«

Trotz meines Zutrauens zu Blagnard bedachte ich doch, daß sechszig Tausend Franks beinahe den ganzen Rest meines Vermögens ausmachen. Zudem bin ich ich nicht so ehrgeizig wie Jenneville und denke, daß es für einen ersten Versuch genug wäre, wenn ich die Hälfte jener Summe gewänne, sage daher zu Blagnard, daß ich nur über dreißig Tausend Franks verfügen könne.

»Nun gut, so bleibt's bei dreißig Tausend!

Sie werden zwar weniger gewinnen, aber künftig unternehmender sein.«

Wir verabreden nun das Uebrige. Ich solle des Abends zu meinem Notar gehen, und des andern Tages Blagnard die Gelder überbringen.

Nach Beendigung dieser Angelegenheit, läßt Blagnard ein Frühstück bringen und wir sprechen nicht weiter von Geschäften. Jenneville fragt mich, wie es mit meinen Liebschaften aussieht, und ich schweige und seufze, denn diese Herren würden an die Unschuld meines Verhältnisses mit Madame Luceval nicht glauben.

Jenneville verspottet mich, indem er ausruft: »Sie sind verschwiegen, guter Deligny, aber man weiß, daß Sie beständig bei Ihrer Geliebten sind. Sie muß also sehr schön sein, daß Sie sich so unterjochen lassen: doch ist es nicht hübsch, daß Sie uns ihren Anblick entziehen.«

»Meine Herren, ich liebe allerdings eine reizende Frau, aber wenn ich Ihnen sage, daß ich in den zwei Monaten, seit ich sie kenne, und obwohl ich sie alle Tage besuche, keinen Beweis von ihrer Zuneigung erhalten konnte — Sie würden mich auslachen.«

»Das glauben wir nicht,« erwidert Blagnard.

»Gewiß nicht!« setzt Jenneville hinzu, »ein

Mann wie Sie! Deligny, von dem ich weiß, wie schnell Sie gewisse Intriguen zu Ende gebracht haben.«

»Ja, Intriguen, wo das Herz keinen Antheil hat — ja, da kommt man leicht zum Ziele.«

»Nun, Deligny, wenn ein liebenswürdiger Mann, ein Mann unseres Gleichen, die Liebe einer Frau gewinnen will, so ist er immer sicher, zum Ziele zu kommen.«

»Liebster Jenneville, ich kenne Ihre Verführungskünste nicht, aber ich habe zu mir selbst kein solches Vertrauen.«

»Den Teufel auch! wenn ich Ihre Schöne kennte, so wollte ich ihr auch den Hof machen und wer weiß? —«

Ich lache bei mir selbst über Jenneville's Dünkel, welcher, seit er über Frau von Rémonde triumphirt hat, glaubt, kein Weib könne ihm widerstehen. Und was ist das für ein Triumph! Wie kann man ein solches Weib mit Augustinen vergleichen! Aber er kennt sie nicht und ist nicht werth, sie zu kennen.

Die Börsenstunde trennt uns und wir verabreden unsre Zusammenkunft auf morgen. Ich gehe zu meinem Notar, welcher mir die dreißig Tausend Franks, deren ich bedarf, verspricht, und begebe

mich hierauf zu Madame Luceval, der ich diesmal nicht erzähle, was ich gethan habe. Sie kennt meine Vermögens-Verhältnisse nicht, hält mich vielleicht für reich; und obwohl ich ihr nicht die Schmach anthue, zu glauben, daß das auf ihr mir bezeugtes Wohlwollen Einfluß haben könne, ist es mir doch lieber, wenn sie mich für reicher hält, als ich bin. Wenn nicht die Liebe, so möge doch wenigstens die Eitelkeit befriedigt werden!

Am andern Morgen stellt mir mein Notar die verlangte Summe zu und ich trage sie zu Blagnard; doch empfinde ich eine geheime Beängstigung, als ich sie ihm übergebe, indeß Jenneville ihm freudig mehr als das Doppelte überreicht.

Ohne den Wunsch, mein Vermögen dem Madame Lucevals gleich zu machen, hätte ich diese Summe nicht aufs Spiel gesetzt; doch wage ich ja nichts, da das Geschäft so sicher ist. Ueberdieß verpflichtet sich Blagnard, uns unsre Kapitalien mit zwölf Prozent zu verzinsen und Blagnard steht fest. Ein Mann, der Equipage hält, ein kostbares Quartier bewohnt und so glänzend bewirthet! Kurz die Sache ist abgemacht und man darf auf einen glücklichen Erfolg rechnen.

Ich gehe mit Jenneville von Blagnard weg, der mich auf morgen zu einer Landparthie

nach Auteuil einladet, wo die Eröffnung der ländlichen Bälle gefeiert wird. Frau von Rémonde hat, obwohl die Gehölze noch nicht sehr belaubt sind, den Wunsch geäußert, sich mit einigen Bekannten hinzugeben; da ich mir aber nichts daraus mache, mit ihr eine Landparthie zu unternehmen, so erfinde ich einen Vorwand, unter dem ich Jennevilles Einladung ausschlage.

Wider Willen muß ich oft genug an meine dreißig Tausend Franks denken, und nur in Augustinens Nähe kann ich Zerstreuung finden; dort allein ist mir wohl. Mögen doch jene Herrn über mich lachen, sie verstehen das Gefühl nicht, welches sie mir einflößt.

Madame Luceval ist allein. Bei jedem Tête à tête mit ihr hoffe ich, sie werde sich weniger streng bezeigen, und mir erlauben, einen zärtlicheren Ton gegen sie anzunehmen. Es muß doch zu einem Ende kommen, und so glücklich ich in ihrer Nähe bin, so sehne ich mich doch darnach, es noch mehr sein zu können; so kann es nicht bleiben, jene Herrn hätten sonst Grund, über mich zu spotten. Aber die schönsten Entschlüsse vergehen vor einem ihrer Blicke in Nichts. Wenn sie mir nun verböte, sie wiederzusehen; wenn ich nun nicht mehr bei ihr jene schnell dahineilenden Stunden verleben dürfte.

Wie sehr würde ich dann meinen Ungehorsam bereuen. Doch glaube ich in der That, daß ich zu schüchtern werde, denn wenn sie mich nicht ein Wenig lieb hätte, würde sie sich denn meiner öftern Besuche freuen?

Ganz voll von diesem Gedanken, habe ich mich nach gewohnter Weise neben sie gesetzt, und ihre Hand die ich leise drücke, in die meinige genommen. Ein Paar Minuten lang läßt sie mir dieselbe, aber als ich sie an meine Lippen drücken will, zieht sie dieselbe sogleich mit den Worten zurück? »Was thuen Sie Herr Deligny? man küßt nicht die Hand seiner Freundin.«

»Sind Sie mir denn nichts als das!«

»Ich will Ihnen nicht mehr sein.«

»Und wollen Sie immer so streng bleiben?«

»Ich werde mich nicht ändern.«

»Und ich Madame, ich fühle, daß es mir unmöglich ist, Ihnen meine Gefühle ganz zu verschweigen, in kalter Gleichgültigkeit neben Ihnen zu verharren.«

»Dann muß ich das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen entbehren.«

»Sie werden entbehren, und ich glaube diese Entbehrung werden Sie sehr leicht ertragen, wenn Sie mich nämlich um ein Paar Worte willen aus ihrer Nähe verbannen könnten.«

»Sie sind ungerecht, Herr Deligny, ich dächte Sie könnten nicht mehr an meiner Freundschaft zweifeln.«

»Ihre Freundschaft — ich glaube jetzt, Ihr Haß wäre mir lieber. Freundschaft zwischen einer Frau von dreiundzwanzig, und einem Mann von siebenundzwanzig Jahren, — wie angenehm das ist, in den sechziger Jahren fühlt man Freundschaft für einander, in unserm Alter — Liebe! Kurz Madame, wenn ich Ihnen nicht widerlich bin, was hält Sie ab, mich zu lieben? Sind Sie nicht frei, nicht Ihr eigner Herr? Sie seufzen, Sie antworten mir nicht?« —

»Ich werde Ihnen hierauf einst antworten, — aber ich bitte Sie, brechen wir hiervon ab. — Was machen Ihre Freunde? Sie erzählen mir nichts mehr von ihnen.«

»Ach Madame, meine Freunde ärgern mich, die ganze Welt ärgert mich, Alles ist mir zuwider, wenn ich nicht bei Ihnen bin.

»Es ist aber unrecht, die, welche uns lieben, zu vernachläßigen.«

»Was liegt mir daran, von Andern geliebt zu werden, wenn mich die Eine nicht liebt, wenn sie mich nicht gern hat.«

»Die Sie nicht gern hat? und warum empfängt man Sie täglich?«

»Vielleicht aus Mitleid.« —

»Jetzt ist ja die Zeit aufs Land zu gehen — hat Frau von Rémonde keine Besitzung in der Umgegend von Paris?«

»Ich weiß nicht, und es ist mir auch gleichgültig, denn ich würde sie dort doch nicht besuchen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich mich dort langweilen würde.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin dessen gewiß, und brauche nicht erst den Versuch zu machen. Ich habe auch schon eine Landparthie auf morgen mit Jenneville und Frau von Rémonde ausgeschlagen.«

»Eine Landparthie auf morgen — und wohin denn?«

»Nach Auteuil, wo man ein Fest feiert.«

»Und Sie wollen nicht mit? Sie haben Unrecht, Sie müssen hingehen.«

»Nein Madame nein, ich bin entschlossen, nicht hinzugehen.«

Augustine besteht nicht darauf, wir kommen auf etwas andres zu sprechen, und so kommt die Stunde heran, wo ich sie verlassen muß. Beim Herausgehen sagt sie mir: »den morgenden Tag

werde ich bei Julietten zubringen — ich habe es ihr schon längst versprochen.«

Das war eine Andeutung für mich, daß ich morgen nicht kommen darf.

»Ich will Ihnen einen unnützen Weg ersparen.«

»Genug Madame, Sie sollen mich morgen nicht sehen.«

»Doch nur morgen nicht — will ich hoffen.«

Ich entferne mich mit gepreßtem Herzen, nur das letzte Wort giebt mir das Leben wieder. Ich fürchtete schon, sie wolle mich gar nicht mehr sehen, und der Besuch bei der Freundin wäre nur ein Vorwand, um allmälig die Wiederkehr meiner Besuche zu beschränken; doch sagt sie ja selbst, sie hoffe mich übermorgen wieder zu sehen, und ich fühle mich getröstet.

Wie wird mir der Tag, an dem ich sie nicht sehen darf, lang werden; ich habe mich seit einiger Zeit daran gewöhnt, täglich zu ihr gehen, und wüßte daher jetzt nicht, was aus mir werden sollte, wenn ichs nicht mehr thun dürfte. Aber bei ihr sein, und seine Gefühle verschweigen zu müssen — das ist die Qual des Tantalus? Kann man denn bei ihrem Anblick gleichgültig bleiben.

Der Tag ist so schön, was soll ich angeben, um mich zu zerstreuen? Allein spazieren gehen, ist nicht

sehr unterhaltend. So bin ich fast verdrießlich, die Auteuiler Parthie ausgeschlagen zu haben. Doch nein, ich hätte mich mit der schönen Herminie nicht amüsirt. Wetter! gehen wir doch zu Ninie, das wird mich zerstreuen, und ich habe ihr ja ohnehin versprochen, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen. Augustine selbst fordert mich ja immer dazu auf — zu meinem Verdruße — denn ich wollte lieber sie verböte es mir.

Ich gehe nach der Straße Aubry le Boucher, klopfte aber vergeblich an Ninies Thüre, sie ist nicht zu Hause, sondern wahrscheinlich heut zum Feiertage, und bei dem schönen Wetter spazieren gegangen. Das kommt mir ungelegen! Wenn ich zu Dubois ginge, ja, er bringt einem zum Lachen, und ich wäre nicht böse, wenn er mich zwänge, lustig zu sein. Ich gehe also in die Straße de la Lune, wo er vor einem Vierteljahre noch wohnte.

»Her Dubois wohnt hier nicht mehr,« sagt mir der Portier, »sondern auf der Straße Petit-Lion-Saint-Sauveur.«

Ich gehe dahin, höre aber, wie ich in das bezeichnete Haus komme, Herr Dubois ist ausgezogen, und wohnt jetzt in der Straße Godat-de Mauroy.

Was hat er denn für eine Sucht, so oft die

Wohnung zu wechseln? Bis dorthin gehen — das ist zu weit; doch mit einem Omnibus oder einem Cabriolet reist man jetzt mit wenig Kosten durch Paris. — Ich gehe nach der Gadat-Straße, wo mir der Portier abermals sagt: »Seit vierzehn Tagen wohnt Herr Dubois nicht mehr hier.«

»So hält denn dieser Mensch nirgends aus?«

»Sie treffen ihn vielleicht Cour du Harley, auf dem Pont neuf.«

»Soll mich der Teufel holen, wenn ich ihn dort noch suche.«

Ich kehre sehr verdrießlich nach Hause zurück, als ich bei den Chinesischen Bädern meinen Dubois treffe.

»Ich komme eben von Dir,« redet mich Dubois an, indem er meinen Arm nimmt.

»Und ich habe Dich in Deinen drei Wohnungen gesucht. — Du wechselbst also alle vierzehn Tage?«

»Ich wechsle gern mit den Wohnungen, denn das giebt Gelegenheit zu neuen Bekanntschaften. Man bekommt andere Nachbarinnen, und wenn man sich des Abends bei ihnen das Licht anzündet, macht man schnell Bekanntschaft.«

»Du hast also Deine Glätterin verlassen?«

»Du lieber Gott: ich habe vierzehn andre seit-

dem gehabt. Aber wie stehts mit Dir; ist Deine Liebe, Deine Leidenschaft für die Dame, der Du überall wie ihr Schatten folgtest, noch so erhaben? Wie, Du seufzest?«

»Ich habe nicht viel Grund zur Zufriedenheit. Wenn ich Dir sagte Dubois, daß ich mit jener vortrefflichen Frau noch immer auf demselben Punkte stehe, als an dem ersten Tage unserer Bekanntschaft, nur daß sie mir viel Freundschaft beweist.« —

»Nun wenn Du Dir darin gefällst, so ist das andres Ding.«

»Ach nein! ich strebe vor Verlangen! Aber sie ist so streng!«

»Prrr! Worte lieber Freund, nichts als Worte. Wenn Du ihr beim zweiten Besuche recht ernsthaft die Schenkel gedrückt hättest, so wüßtest Du jetzt, woran Du wärst.«

»Ja wohl; denn sie hätte mir auf der Stelle die Thüre gewiesen.«

»Bewahre — den Kühnen sind die Frauen hold — und man kann sich auch hinterher entschuldigen.«

»Du beurtheilst alle Frauen nach Deinen Näthermädchen.«

»Lieber, täusche Dich hierin nicht, ich habe oft mehr Widerstand unter der Leinwandhaube, als unter dem Blondenhut gefunden.«

»Genug davon. Was hast Du heut vor.«

»Nichts — Halt, ich hätte Lust nach Tische Auteuil zu besuchen, der Tanz fängt heut an, es wird dort viel Landschönheiten und Staub geben, das ist unterhaltend. Man tanzt und vollendet sein Tagewerk. Willst Du mitkommen.

Ich erinnere mich, daß ich nach Augustinens Wunsche, Jennevilles Einladung annehmen sollte, und ich also nur ihren Wunsch erfülle, wenn ich hingehe. Dieser Gedanke bestimmt mich Dubois Vorschlag anzunehmen. Wir entschließen uns, in Paris zu essen, denn obwohl man bei Fauries, am Auteuiler Thore sehr gut ißt, so möchte es doch an einem Festtage so voll dort sein, daß wir am Ende keinen Platz bekämen.

Nach dem Essen nehmen wir ein Cabriolet und kommen gegen halb sieben Uhr nach Auteil. Wir gehen nach dem Tanzsaal. Es hat schon viel Gäste da, hübsche Weiber, Pariser Mode-Damen und einige Landmädchen. Ich hatte Dubois vertraut, daß wir Jennevillen mit seiner Geliebten treffen würden, doch sind wir Ihrer noch nicht ansichtig geworden.

Dubois will fünf Bäuerinnen, die Arm in Arm dem Teiche zugehen, folgen, aber ich mag jener Heerde runder Mützen, unter denen ich nichts

Hübsches sehe, nicht folgen, und sage daher zu ihm: »Laß doch diese Bäuerinnen; willst Du den fünfen zugleich den Hof machen?«

»Nun so hat man doch wenigstens die Wahl. Siehst Du, sie drehen sich um, und lachen uns an.«

»Nun Du spitzest ja seit einer Stunde den Mund nach ihnen.«

»Ich sage Dir, mit diesen Mädchen ist etwas zu machen, wir miethen Esel, und nehmen sie auf den Sattel.«

»Nun ich mag keine dieser Mädchen auf den Esel nehmen.«

»Du weist gar nicht, was es für ein Vergnügen ist, ein Weibchen vor sich auf den Sattel zu haben; ein Weibchen, welches uns, wenn wir das Thier ein wenig traben lassen, mit ihren Armen umschlingt, so fest, daß man ersticken könnte.«

»Das mag recht hübsch sein, aber wenn Du durchaus diesen Bäuerinnen folgen willst, so werde ich nach dem Tanzplatz umkehren, und Du wirst mich dort treffen.«

Eben hatte ich Dubois Arm fahren lassen, als eine Stimme mir zuruft: »Guten Tag Herr Paul.«

»Ich drehe mich um, und erkenne Ninie am Arme ein junges Mädchen von ihrem Alter. »Sie sinds Ninie.«

»Ja mein Herr, ich bin mit meiner Tante und noch einigen Damen ihrer Bekanntschaft nach Auteuil gekommen, meine Tante sitzt dort unten, und wir Beide gehen ein wenig spazieren. Sie tanzen wohl nicht Herr Paul?«

»Nein, Sie wissen, daß ich nicht gern tanze — nun, Adieu Ninie, amüsiren Sie sich recht gut.«

Ich entferne mich mit Dubois, weil ich nicht gern in Gesellschaft dieser Mädchen an einem Orte bleiben will, wo ich Pariser Bekannte begegnen könnte. Ninie lächelt mir zum Abschiede freundlich zu, und Dubois, welcher seine fünf Bauermädchen nicht aus den Augen verliert, schleppt mich ihnen nach: »Das ist die junge Freundin Charlottens, nicht wahr?«

»Ja, aber nicht so ausgelassen wie diese.«

»Ach, stille Wasser sind tief; Charlotte braucht offen alle Verführungskünste . . . Aber eilen wir ein wenig — sieh! eben wollen sich meine fünf Schäferinnen in den Wald verlieren.«

»Willst Du denn durchaus ihr Schäfer sein.«

»Mein Freund ich möchte gern das Landleben ein wenig genießen, ich will eine Probe machen; ich bin ja nicht aufs Land gegangen, um einer Frau von Saint-Denis den Hof zu machen — sieh nur wie sie nach uns schielen — gut, sie gehen darauf

ein. Sie haben gewiß eine Absicht, weshalb sie hieher gegangen — sie wollen spielen.«

Dubois nähert sich den Mädchen, und sagt lächelnd zu ihnen: «Reizende Schäferinnen, wollt Ihr uns an Eurem Spiele Theil nehmen lassen?«

Man sieht uns spöttisch an, und ein lautes Gelächter ist die Antwort. Endlich sagt die Eine: »Spielen Sie so viel sie wollen, was gehts uns an.«

»Sie nehmens an — wir sind die Eurigen,« ruft Dubois; »was wollt ihr denn spielen?«

»Haschemännchen.«

»Gut; ich wills sein; lauft, ich werde euch einholen.«

Die Mädchen setzen sich unter großem Geschrei in Bewegung, und die Eine, indem sie Dubois entwischen will, hat mir, indem sie dabei mich anfaßte, fast den Arm ausgerenkt. Ich habe genug daran, und mag ihnen nicht mehr nachlaufen; mag sich Dubois nach Belieben herumtreiben, ich kehre nach dem Tanzplatz zurück.

Dort ist viel Gesellschaft. Ich bemerke bald Jenneville mit Frau von Rémonde, und noch drei jungen Leuten, die ich bei der schönen Herminie kennen gelernt.

Es wäre albern, wenn ich nicht mit ihnen sprechen wollte, denn der Raum ist nicht groß genug,

um einander überraschen zu können, und ich nähere mich daher der Gesellschaft.

»Wie! Du bist hier,« sagt Jenneville, »und doch konntest Du nach Deiner gestrigen Versicherung nicht herkommen.«

»Der Herr konnte nur in unserer Gesellschaft nicht herkommen,« setzt Frau von Rémonde ironisch hinzu.

»So ist es nicht Madame, gestern dachte ich in der That noch nicht, daß ich diesen Abend frei haben würde; aber ich habe meine Geschäfte in Paris eher als ich dachte beendet, und mich dann entschlossen, hieherzukommen.«

Herminie hört kaum auf meine Antwort und wendet ihre Augen verächtlich ab, als ob mein Anblick sie belästigte. Sie zürnt mir noch immer und ihr Zorn ist mir sehr gleichgültig. Um sie mit meinem Anblick zu verschonen, entferne ich mich, nachdem ich mit dem neben ihr Sitzenden Jenneville einige Minuten geplaudert habe, unter dem Vorwande, einen Gang durch den Tanzplatz machen zu wollen.

Kaum bin ich dreißig Schritte gegangen, als mich Jemand am Arme faßt. Es ist Ninie — ich will ihr schon ein böses Gesicht machen, aber als ich sie bleich, zitternd sehe, sage ich voll Mitleid

über ihren Zustand, indem ich sie nach einem menschenleeren Platze ziehe, zu ihr: »Was fehlt Ihnen denn?«

Die arme Kleine zittert so, daß sie kaum sprechen kann, endlich sagt sie: »Er ist da.«

»Wer denn?«

»Adolph!«

»Adolph? Und deshalb zittern Sie? zeigen Sie mir ihn doch.«

»Aber Sie kennen ihn ja, denn Sie haben eben mit ihm gesprochen.«

»Ich habe mit ihm gesprochen, ich?«

»Ja wohl, es ist ja der Herr, der neben der Dame im roth und weißen Hute sitzt.«

»Wie — wäre es möglich!«

»Ja, es ist dieselbe Dame, in deren Gesellschaft ich ihn schon öfters gesehen habe. Mein Gott! er hat ja gesagt, daß wenn er mich wieder träfe, er mich behandeln würde, wie ein Frauenzimmer meiner Art — ich wage es gar nicht mehr zu tanzen. — Ach Herr Paul, wenn er mich beschimpfen will, werden Sie mich vertheidigen, nicht wahr?«

»Beruhigen Sie sich Ninie, ich stehe Ihnen dafür, daß wenn er Sie auch sieht, er thun wird als kenne er Sie nicht, und Sie auch am Tanze nicht hindern wird. Aber Sie müssen durchaus nicht thun, als achteten Sie auf ihn.«

»Gewiß; ach! ich denke nicht daran, denn — Mein Gott, er kommt auf uns zu — hat er mich etwa gesehn!«

Ninie eilt mit einem Schreckensruf auf die Seite. Ich sehe in der That, daß Jenneville auf mich zukommt, aber er scheint das entflohene Mädchen nicht bemerkt zu haben. Er ist bewegt, faßt mich am Arme, und mich nach einer andern Gegend des Gehölzes ziehend, sagt er zu mir: »Mein Freund, wissen Sie, wem ich eben begegnet bin? meiner Frau!«

»Ihrer Frau!«

»Ja, meiner Frau, ich habe sie sehr gut erkannt, obwohl sie einen großen Hut auf hatte, und Willens schien, sich vor mir zu verbergen. Ich weiß nicht, ob sie nach Auteuil gekommen ist, um meine Handlungen auszuspähen, oder ob sie einen zärtlichen Freund hier sucht, was mich nichts angeht. Aber ich muß sie Ihnen zeigen; wenn wir sie nur wiederfänden — sie war am Arme einer Freundin, die ich auch kenne — sie waren in dieser Gegend — unter jenen Bäumen.«

Ich lasse mich von Jenneville führen, und ich weiß nicht warum mein Herz bei dem Gedanken, seine Frau zu sehen, schneller schlägt. Bald bleibt Jenneville stehen indem er sagt! »Halt,

da ist sie — dort unten — links; die im Strohhut ist meine Frau — da, da, jetzt können Sie ihr Gesicht ganz gut sehen.«

Ich habe es nur zu gut gesehen, und bleibe starr vor Ueberraschung stehen, denn Jenneville's Frau ist — Augustine!

Viertes Kapitel.

Alles klärt sich auf.

Augustine hat sich mit ihrer Freundin entfernt, ich weiß nicht, ob sie uns gesehen haben, aber sie sind plötzlich hinter den, den Tanzplatz umgebenden Säulen verschwunden.

Ich stehe noch immer unbeweglich, die Augen starr auf den Fleck geheftet, wo ich sie gesehen habe; ich kann nicht von der Stelle, ich bringe kein Wort über die Lippen, ich drücke krampfhaft Jennevilles Arm, und glaube mich einer Ohnmacht nahe.

»Nun,« sagt Jenneville, »wie gefällt sie Ihnen?«

»Wer denn?«

»Ei zum Teufel, meine Frau.«

»Ihre Frau.«

»Nun ja, ich habe Sie Ihnen ja eben erst gezeigt. — Aber was ist Ihnen denn Deligny, Sie scheinen unwohl zu sein.«

»Ja wohl, ich fühle eine plötzliche Betäubung — mir ist gar nicht recht.«

»Nehmen Sie doch etwas zu sich.«

»Nein es geht schon vorüber — ich werde eine Weile spazieren gehen. Vom Tanzplatz entfernt findet man mehr Ruhe. Seien Sie meinethalben ganz unbesorgt; Frau von Rémonde wird Sie gewiß suchen — ich bin bald wieder bei Ihnen.«

»Wie Sie wünschen, ich werde Herminie zum Tanze auffordern.«

Jenneville verläßt mich, und es ist mir wohl, daß ich mich in der Einsamkeit den Gedanken, die mich aufregen, überlassen kann. Augustine, Jennevilles Frau! Ein Moment hat Alles aufgeklärt — Alles erhellt. Nun weiß ich, warum sie meine Besuche angenommen, warum sie mich so unermüdlich ausgefragt hat. Nur deshalb erkundigte sie sich darnach, was ich mache, um dadurch zu erfahren, was Jenneville mache. Diese Entdeckung thut mir weh, sie preßt mein Herz zusammen, sie hat alle Illusionen zerstört. Ich, der ich mich geliebt glaubte, war nur das unbedeutende Werkzeug, dessen sie sich bediente, um über die Aufführung ihres Gatten Erkundigung einzuziehen — und die Damenbriefe, die sie sehen wollte — ja, ja — Frau von Rémonde — Ninie — Sie wußte,

daß dieser Adolph kein Andrer sein, als ihr Mann
Ja, Alles ist nun klar, und sie liebt mich nicht —
Schrecklich!

Ich umkreise in großer Bewegung den Tanzplatz und renne und stoße an mehrere Personen an, weil ich weder höre noch sehe. Sind es Pariser, so murren sie, sind es Bauersleute, so schimpfen sie, ich aber höre nichts von dem Einen noch dem Andern — ich habe nur den einen Gedanken — sie liebt mich nicht!

Weg sind alle meine Hoffnungen. In meiner Raserei nenne ich sie treulos, undankbar! Habe ich ein Recht dazu? Nein; sie hat mir nichts versprochen, sie hat mir im Gegentheil verboten, von Liebe zu sprechen. Aber mir den täglichen Besuch zu erlauben, mir so viel Freundschaft zu bezeigen und doch nicht zu gestehen, daß sie Jennevilles Frau ist! Das ist unrecht. Das vergebe ich ihr nie.

Es ist vorbei, ich mag sie nie mehr wiedersehn, ich will nicht mehr an sie denken. Ich werde wohl noch andre Weiber finden, die eben so schön sind, vielleicht noch schöner. Die hoffnungslose Liebe erlischt bald, sagt man, und so wird auch die meinige bald vorüber sein. Doch einmal möchte ich sie sehen. Sie muß wissen, daß ich von Allem unterrichtet bin, daß ich weiß, sie habe sich meiner nur

als eines zu ihren Zwecken nöthigen Werkzeuges bedient; und wenn ich ihr Alles, was ich auf dem Herzen habe, werde gesagt haben, dann will ich sie nicht wiedersehen. Wenn ich ihr doch begegnete; vielleicht wenn ich dem Tanzplatze näher gehe, vielleicht in Jenneville's Nähe; gewiß beobachtet sie ihn, läßt ihn nicht aus den Augen. Aber weg mit diesem betrübten Gesichte, machen wir den Liebenswürdigen, den Galanten der Frau von Rémonde gegenüber. Vielleicht ärgert sie sich darüber — ach nein! sie wollte ja selbst immer, daß ich zu ihr ginge. Ich trete in den Tanzkreis, nähere mich Frau von Rémonde, finde Gelegenheit, mich neben sie zu setzen, und sage ihr, was mir einfällt.

Herminie sieht mich voll Erstaunen an, fängt an zu lachen, und sagt halblaut zu mir: »Was ist Ihnen denn, mein Herr? Wie! Sie lieben mich. Sie beten mich an? Und grade diesen Augenblick wählen Sie zu einem solchen Geständniß;«

»Wie, Madame, sagte ich, daß ich Sie anbete?«

»Ich dächte doch — und in ziemlich deutlichen Ausdrücken.«

»Verzeihung, ich wußte nicht, was ich sprach — nämlich, ich darf nicht so sprechen.«

»Gut, gut, schweigen Sie, hier ist nicht der

Ort zu Entschuldigungen; aber ich erwarte Sie morgen früh. Da wollen wir sehen, wie Sie Ihre Aufführung entschuldigen werden, und ob Sie noch werth sind, daß man für Sie noch einige — Achtung hege.«

Ich weiß nicht, was ich hierauf antwortete, denn seit einiger Zeit hörte ich nur halb, da ich Augustinen im Schatten der Bäume zu erkennen glaubte, und sie mit den Augen verfolgte. Aber Frau von Rémonde steht auf und reicht mir die Hand mit den Worten: »Nun treten wir an — oder hätten Sie etwa auch vergessen, daß Sie mich zum Tanz aufgefordert haben.«

»Ah, Sie haben Recht, Madame.«

»In der That, ich weiß nicht, was diesen Abend mit Ihnen vorgeht! Aber Sie sind sehr sonderbar.«

Frau von Rémonde zieht mich fort und ich bin zum Tanzen gezwungen.

Ich bin einer kleinen Dame und einem Stutzer gegenüber, indeß die beiden andern Paare gute Bürgersleute sind. Meine Gedanken sind nicht beim Tanze, ich sehe bald rechts bald links; meine Augen möchten das Gehölz oder die Gruppen, die uns umgeben, durchdringen; jeder Strohhut giebt mir einen Stich in's Herz, und Herminie muß

mich immer erinnern. Jenneville, der unserm Tanze zusieht, schlägt bei jedem Schnitzer, den ich mache, ein lautes Gelächter auf, indem er ausruft: »Das ist die Folge seiner Verblendung.«

Meine Tänzerin nimmt die Sache gut auf, da sie glaubt, daß sie selbst die Ursache dieser Tölpeleien sei. Der Stutzer mit seiner Dame sind die Einzigen, die sich dabei nicht amüsiren, und sie werden sich gewiß meine Person merken, um nicht mehr mit mir zu tanzen.

Endlich ist der Contre-Tanz zu Ende und erfreut darüber führe ich Herminien an ihren Platz zurück, wo ich sie Jennevillen überlasse, um fern vom Tanze ein wenig Ruhe zu suchen.

Augustine ist übrigens nicht mehr dort, wie ich gewiß weiß; wahrscheinlich verbirgt sie sich hinter dem Gesträuch. Ich mache einige Schritte in das Gehölz hinein, als man mich am Arm ergreift. Jede Faser meines Körpers zittert, ich dachte, sie wäre es, aber nein — es ist Ninie.

»Nun, hat mich Adolph gesehen, hat er von mir gesprochen?«

»Nein, Ninie, nicht ein Wort.«

»Um so besser, ich versichere Sie, daß ich jetzt gar keine Lust mehr habe, ihm zu begegnen. Sie

haben mit Adolphs Dame getanzt, Herr Paul? Sind Sie auch in diese Dame verliebt?«

»Nein, wahrlich nicht.«

»Nach der Art zu urtheilen, wie Sie mit ihr gelacht und geplaudert haben, sollte man es glauben. Nun ich muß gehen, meine Tante erwartet mich, wir kehren nach Paris zurück. Ich habe mich eben nicht sonderlich amüsirt. Adieu, Herr Paul.«

»Adieu, Ninie.«

»Nicht wahr, Sie besuchen mich?«

»Gewiß.«

Ninie verläßt mich betrübt und ich gehe in das Gehölz, wo ich auf Grathewohl fortgehe, immer um Augustinen zu suchen. Plötzlich höre ich Geschrei, aber nicht vom Tanzplatze her und auf die Gegend zuschreitend, woher es dringt, sehe ich bald Dubois mit vier Bauern im Streit, die ihre Stöcke gegen ihn schwingen. Ich fliege hin und bei meinem Anblick giebt er sogleich seinen bisherigen bittenden Ton auf, und nimmt ein wüthendes Wesen an.

»Was giebt's, und warum bedroht ihr diesen Herrn?« sage ich zu den Bauern.

»Das sind unsre Liebsten, und er hat Madeleine hingeworfen.«

»Das ist nicht wahr, ich spielte Haschemännchen mit ihnen, das ist Alles.«

»Heh! haben wir Sie nicht neben Madeleinen liegen sehen.«

»Das kam vom Laufen, ich war gestolpert. Uebrigens bedurfte Madeleine eurer Hilfe nicht — meine Backen sind davon überzeugt.«

»Das ist Ihnen schon recht.«

»Hätte ich gewußt, daß es eure Liebsten wären — und ihr seid ja auch nur vier zu fünf Mädchen.«

»Kommt der aus Paris, um uns unsre Mädchen abspennstig zu machen. Wenn wir Dir nun zum Tanze aufspielten, ohne Geige, Du Haschemännchen, wie wäre es denn?«

»Meine Herrn, ich schlage mich nur auf Degen oder Pistolen — ich kann nicht den Knüttel schwingen; aber kommt morgen früh zu mir nach Paris — so werde ich euch allen Vieren Genugthuung geben.«

Ich ziehe Dubois von den Bauern weg; wie wir ins Licht treten, sehe ich, daß Dubois Gesicht ganz zerkratzt ist.

»Du bist wohl unter die Katzen gerathen,« sage ich zu ihm.

»Ach! die dicke Madeleine hat mich so zerkratzt, weil ich, als ich sie fangen wollte, zufällig

mit der Hand unter ihren Rock kam. Diese Dorfmädchen haben gar keinen Begriff von unschuldigen Spielen! Aber diese verdammten Bauern, wehe ihnen, wenn ich sie wieder treffe! dann . . .«

Dubois bringt seinen Satz nicht zu Ende, denn er sieht eben die fünf Mädchen mit ihren vier Liebhabern vor uns, worauf er sogleich meinen Arm fahren läßt und unter den Bäumen verschwindet. Ich beschäftige mich nicht weiter mit ihm, sondern durchirre von Neuem alle Zugänge zum Tanzplatze.

Sie ist gewiß nicht mehr da. Jenneville hat sich nebst seiner Gesellschaft auch entfernt, der Tanz ist nicht mehr sehr lebhaft, nichts hält mich mehr in Auteuil zurück. Ach! ich war ja mit Dubois gekommen; aber ich sehe ihn nirgends. Wahrscheinlich ist er fort, gehen wir auch. Kein Wagen war mehr zu bekommen und ich entschließe mich daher zu Fuße nach Hause zu gehen. Ich glaube die Bewegung ist mir wohlthätig, die Ermüdung wird mir vielleicht einige Stunden Ruhe verschaffen. Der Weg kann mir überdies nicht lang werden, da ich zu viel zu denken habe.

Ich bin in Paris, auf den Boulevards. Wenn ich es wagte, noch diesen Abend zu ihr zu gehen? Aber nein — es ist schon eilf Uhr vorbei; es wäre zu unpassend. Warum bin ich aber so ungeduldig

sie wiederzusehen, da ich nun doch überzeugt sein kann, daß ich nicht geliebt werde!

Nach einer Nacht, in der ich jeden Stundenschlag zählen konnte, sehe ich endlich den Tag, der mir kein Glück bringen, aber wie ich hoffe, ein Verhältniß lösen wird, das mir nur noch Leiden verursachen kann. — Ich stehe auf, kleide mich an, gehe aus und gehe, unfähig auf einem Flecke zu bleiben, in ihrer Straße auf und ab, unter ihren Fenstern vorbei — alles ist noch zu. Ach! ich dachte nicht, daß ich sie so sehr liebte. Wenn sie den ganzen Umfang meiner Liebe kennte, vielleicht hätte sie Mitleid mit mir. Nein, die Liebe ist ein zu selbstsüchtiges Gefühl. Man liebt, weil es Einem so gefällt, aber man liebt niemals, um dem Andern dadurch einen Gefallen zu erweisen. — Ich kehre nach den Boulevards znrück, trete in ein Caffee-Haus, warte so bis neun Uhr, und entschließe mich dann, mich bei ihr zu melden, obwohl es noch ein wenig zeitig ist. Ich frage ihre Magd: ob sie schon aufgestanden sei?

»Ja, Madame ist schon längst aufgestanden.«

»Fragen Sie doch, ob ich sie sehen darf.«

Die Magd verläßt mich und kehrt mit der Antwort zurück, daß mich ihre Herrschaft in ihrem Zimmer erwarte. Ich bemühe mich vergeblich,

meine Bewegung zu verbergen — sie kommt mir entgegen und bietet mir einen Stuhl mit den Worten an: »Da sind Sie ja schon recht zeitig, Herr Deligny; wollen Sie mit mir frühstücken?«

Ich sehe sie an; ihre Augen sind roth, geschwollen; sie hat geweint.

Ich fühle, daß meine Empfindlichkeit nachläßt, bin verlegen, und sinne vergeblich auf eine Antwort. Augustine betrachtet mich nun ihrerseits und ruft aus: »Was ist Ihnen? sind Sie krank? ist Ihnen etwas begegnet? Sie haben etwas auf dem Herzen, ich sehe es Ihnen an.«

Ich setze mich neben sie und stammele die Worte: »Sie waren gestern in Auteuil, Madame.«

»Gestern — ja; ich war mit Julietten einen Augenblick dort. — Wer hat es Ihnen denn gesagt?«

»Ich habe Sie gesehen.«

»Ich habe Sie nicht bemerkt. — Und mit wem waren Sie denn?«

»Mit Jenneville, und er hat mich auf Sie aufmerksam gemacht!«

»Er!«

Augustine erröthet und schweigt; wir beobachten langes Stillschweigen, endlich faßt sie meine

Hand mit den Worten: »Gut! Sie wissen also jetzt, wer ich bin?«

»Ja, Madame, aber ich hätte es lieber von Ihnen selbst erfahren.«

»Herr Deligny, ich bitte, seien Sie mir deßhalb nicht böse. Schon längst wollte ich Ihnen mein ganzes Vertrauen schenken, aber ich wagte es nicht. Mein Mann muß mich Ihnen allzuungünstig geschildert haben; doch jetzt, da Sie wissen, daß ich die Frau bin, mit der zu leben ihrem Gatten unmöglich war, jetzt hören Sie mich an, ich beschwöre Sie darum. Ach! ich wäre untröstlich über den Verlust Ihrer Freundschaft. Hören Sie mich und dann urtheilen Sie.«

Schon sind alle meine Vorsätze wankend geworden, ich sehe Augustinen an, ich seufze und erwarte zitternd, was sie sagen will, nicht, um zu entscheiden, ob sie schuldig sei, sondern um zu wissen, ob sie den, der sie verlassen hat, noch immer liebt.

»Jenneville hat Ihnen wohl gesagt, Herr Deligny, daß er sich mit vier und zwanzig Jahren verheirathete; ich war zwanzig Jahr alt, als ich seine Frau wurde. Ich war eine Waise und wohnte bei einem Vetter, der mein Vormund war. Ich hatte Jenneville manchmal in Gesellschaften gesehen, mein Oheim gönnte mir wenig Freiheit und

in der Einsamkeit hing ich gern meinen Gedanken nach und schuf mir eine Zukunft nach meinem Geschmack. Ich sah da kein größeres Glück, als einen Mann nach freier Wahl zu heirathen, nur für ihn zu leben, jeden Gedanken, jeden Wunsch mit ihm zu theilen. Als mir Jenneville den Hof machte, dachte ich, diese Träume sollten in Erfüllung gehen. — Er gefiel mir und schwur mir Liebe für's ganze Leben. Er war damals so liebenswürdig, so leidenschaftlich. Jeder Augenblick, den er ohne mich verleben mußte, war ihm nach seiner Versicherung ein Jahrhundert: nur an meiner Seite war ihm wohl. Ich theilte seine Liebe und die Zukunft zeigte sich mir nur unter den lachendsten Farben. Kurz wir wurden Gatten. Mein Vermögen war dem Jennevilles gleich und mein Oheim glaubte dadurch mein Loos geborgen. Während des ersten halben Jahres nach unserer Trauung zeigte Jenneville mir stets die nämliche Zärtlichkeite, den gleichen Eifer, bei mir zu sein; nachher aber fing er an, sich Lustbarkeiten hinzugeben, die ich nicht theilte. — Ach! ich dachte nicht, daß dies so sein müsse, und daß der Mann nicht immer in Gesellschaft seiner Frau zu sein brauche, um sich zu unterhalten. Ich kannte die Welt gar nicht, und noch weniger das menschliche Herz; ich wußte nicht, daß um seinem Manne

immer angenehm zu sein, man ihm volle Freiheit lassen müsse. So hatte ich mir die Ehe nicht gedacht; aber freilich hatte ich mir einen Roman entworfen, und es handelte sich nun um das wirkliche Leben. Unglücklicherweise beschwerte ich mich gegen meinen Gemahl, klagte darüber, daß er ohne mich sich wohl befinden könne — und das war mein erstes Unrecht! Ach ich habe es schwer gebüßt! — Meine Vorwürfe machten meinen Mann übelgelaunt; er verlor seine Liebenswürdigkeit. In der Furcht, daß mir eine andere Frau sein Herz rauben könne, wollte ich ihn überall hin begleiten, wich nicht von seiner Seite — kurz wurde eifersüchtig! Das war wieder ein Fehler, und ein sehr großer Fehler! — nicht, daß ich eifersüchtig war, sondern, daß ich es nicht zu verbergen wußte. Jenneville führte mich in die Welt ein, aber mit Widerwillen. Er behauptete, ich sei kokett, ich liebte die Vergnügungen zu sehr — und ich suchte nicht die Vergnügungen, sondern wollte nur bei ihm sein, da er sich in seiner Häuslichkeit nicht mehr gefiel. Bald folgten Klagen, Auftritte, Zank. Oft änderte Jenneville in dem Augenblicke, wo wir in Gesellschaft gehen wollten, und meine Toilette schon beendet war, seinen Entschluß und wollte zu Hause bleiben; oder wenn er vorausgegangen war mit dem Versprechen,

mich abzuholen, ließ er mich, völlig angekleidet, einen ganzen Abend warten; ja er verschwieg mir empfangene Einladungen und gab mir zu verstehen, daß man in einigen Cirkeln mich lächerlich fände, kurz, er that Alles, um mir die Lust zu benehmen, ihm zu folgen. — Verzeihen Sie, wenn ich Sie mit diesen Kleinlichkeiten langweile, aber grade daraus entspringt das Glück oder Unglück einer Frau! — Jenneville erklärte mir endlich, daß er Herr sein und ohne mich gehen wolle, so oft es ihm beliebte, weil es ihm langweilig wäre, immer seine Frau mit herumzuschleppen. Das waren seine eigenen Worte. Ich weinte, ich beklagte mich — das war wieder unrecht — überhaupt hat man immer Unrecht, wenn man nicht mehr geliebt wird. Kaum war ein Jahr seit unserer Verheirathung verstrichen, als das Glück, welches ich mir davon versprochen, bereits Thränen, dem Jammer, der Reue Platz gemacht hatte. Mein Oheim starb; Jenneville in der Ueberzeugung, daß ich nun Niemandem mehr meine Leiden klagen könne, nahm gar keine Rücksicht mehr auf mich. Bald erfüllte sich das Maaß meiner Schmerzen, ich wußte ihn treulos — wußte, daß eine Andere seine Huldigungen empfing. Ich machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe, um ihn dadurch nur noch mehr

zu erbittern, ich wußte nicht, daß es den Männern frei stände, unbeständig zu sein, nicht aber uns, darüber zu klagen. Ich hatte in Gesellschaften Julietten, eine Freundin aus der Pension, wieder gefunden, sie war Wittwe und leistete mir oft Gesellschaft. Das gefiel meinem Manne nicht, er behauptete, sie gäbe mir schlechte Rathschläge. Arme Juliette! sie bat mich nur, nicht so viel zu weinen. Endlich kam ein entfernter Verwandter meines Oheims, ein Mensch vor achtzehn Jahren nach Paris, wo er seinen Oheim noch am Leben zu finden hoffte.

Er besuchte mich, und ganz fremd wie er war, wünschte er in Jenneville eine Stütze zu finden. Doch dieser empfing ihn so kalt, daß der arme Junge es nicht wagte, vor ihm zu erscheinen, und so oft er mich besuchen wollte, sorgfältig die Zeit wählte, wo mein Mann nicht mehr zu Hause war. Ich wußte das nicht — ich dachte so wenig daran, daß Jenneville sich daraus eine Waffe gegen mich bilden könnte, daß er mich für strafbar halten könnte! Indeß wagte er es doch, mir zu verstehen zu geben, daß die Besuche meines Anverwandten einen seine Ehre beleidigenden Beweggrund hätten. Ich war aufgebracht über diesen Verdacht, und ließ dem jungen Manne die Fortsetzung seiner Besuche untersa-

gen, verbarg aber auch Jenneville nicht die Schmerzen, die seine Aufführung, seine Nichtachtung, seine Treulosigkeit mir verursachte. Was soll ich noch sagen! Ich war meinem Manne unerträglich geworden; er sagte es mir und kündigte mir an, daß es ihm nicht möglich wäre, länger mit mir zu leben, daß wir uns trennen müßten. — Uns trennen! nach einer zweijährigen, nur aus Liebe eingegangenen Ehe! Ach mein Herr, Sie können den Schmerz nicht begreifen, den dieser Vorschlag mir machte. — Ich liebte Jenneville beständig, und hoffte, er würde trotz seiner Verirrungen zu mir zurückkehren. Doch der Vorschlag zu unserer Trennung vernichtete alle meine Hoffnungen; er brach mir das Herz. Ich fühlte, wie sehr ich den Undankbaren noch liebte. Ich zerfloß in Thränen, und stand auf dem Punkte, ihn fußfällig um die Gunst zu bitten, mich nicht zu verlassen, indem ich ihm schwören wollte, daß er keine Klage aus meinem Munde vernehmen würde. Aber er war fort — er hatte sich sogleich, nachdem er mich mit seinen Absichten bekannt gemacht hatte, entfernt. — Als ich mich allein sah, ließ ich meinen Thränen freien Lauf, faßte aber den Entschluß, mich den Wünschen meines Mannes zu unterwerfen; Ach! ich hatte den Widerstand, den ich manchmal seinem Willen entgegengesetzt, zu theuer bezahlt. Da

meine Gegenwart ihm unerträglich war, ergab ich mich in diese Trennung, und schrieb ihm, daß ich mich seinen Wünschen fügen wollte. Von dem Augenblicke an, ließ sich Jenneville nicht mehr vor mir sehen; eine Gerichtsperson war mit den verschiedenen, unser beiderseitiges Vermögen betreffenden Auseinandersetzungen beauftragt. Ich erhielt meine Freiheit wieder; mein Mann machte mich eines Tages damit bekannt, und ich erfuhr dabei, daß er nicht mehr bei mir wohnte. Ich verließ die Wohnung, die wir gemeinschaftlich inne gehabt, denn sie erinnerte mich an die Augenblicke eines Glücks, welches nur all zu kurze Zeit gedauert hatte. Ich dachte, da Jenneville mich nicht mehr als seine Frau betrachten wollte, so wäre das zugleich eine Verpflichtung für mich, seinen Namen aufzugeben; ich nahm daher meines Vaters Namen Luceval wieder an, und mich für eine Wittwe ausgebend, miethete ich mich hier; fern von meinem Gatten ein.

Ich faßte den Entschluß, mich gänzlich von der Welt zurückzuziehen, Niemanden außer meiner treuen Juliette, und der verehrungswürdigen Madame Dermont, die mir stets den zärtlichsten Antheil bewiesen, zu sehen. Eben so nahm ich mir vor, mich um meinen Gatten nicht weiter zu kümmern, der für mich ein Fremder sein wollte: aber ich liebte

ihn immer, und trotz meiner Ueberlegung, trotz der Vorhaltungen der beiden treuen Freundinnen, brachte ich oft, allein, in einem großen Hut und dichten Schleier bedeckt, ganze Stunden in der Nähe seines Hauses zu. Ich sah ihn kommen und gehen, und konnte manchmal dem Wunsche ihm zu folgen, zu erfahren, was er mache, nicht widerstehen. Ach! was ich erfuhr, trug noch zur Vergrößerung meines Schmerzes bei; dennoch aber können wir diesem Spannen des Herzens niemals widerstehen, das sich so oft nach einer Gewißheit sehnt, die uns nur noch unglücklicher machen muß. Ich erfuhr die Namen mehrer Geliebten Jennevilles; ich hörte, daß er unter dem Namen Adolph, ein junges Mädchen Namens Ninie aushielte, und erfuhr endlich auch seine neue Leidenschaft für Frau von Rémonde. Ich wußte, wer seine vertrautesten Freunde waren, und lernte auf diese Art auch Ihren Namen kennen. Ich kannte Sie sonst nicht, aber man sagte mir, Sie wären ein Genosse meines Mannes bei seinen Vergnügungen, und nach dem, was man von Ihnen erzählte, urtheilte ich, daß Sie eben nicht klüger und verständiger sein könnten als er — Verzeihen Sie, ich kannte Sie damals noch nicht. — Nach und nach indeß, Dank sei es meiner guten Juliette gab ich es auf, den Schritten meines Man=

nes nachzuspüren, ich ward vernünftig, und suchte mich zu überreden, daß Jenneville mir gleichgültig sei. Damals traf ich Sie im Theater. Die Nennung Ihres Namens machte mich darauf aufmerksam, daß ich mich neben einem Freunde meines Mannes befände, und ich beobachtete Sie mit mehr Aufmerksamkeit. — Ich sah Sie in der Oper wieder, aber urtheilen Sie über mein Erstaunen, als ich Sie in Gesellschaft jenes Mädchens sah, die ich früher mit meinem Manne zusammengesehen hatte. Ich erschöpfte mich in Muthmaßungen — errieth aber die Wahrheit nicht. Zuletzt traf ich Sie bei Franconi wieder. Ich hatte schon bemerkt, daß Sie ein Gespräch mit mir anzuknüpfen wünschten; ich glaubte, Sie wüßten recht gut, daß ich Jennevilles Frau wäre, und daß er, um mich zu prüfen, Sie aufgefordert hätte, mir den Hof zu machen. Dieser Gedanke reizte mich, ich entschloß mich, Ihnen zu zeigen, daß ich mich nicht täuschen ließe — Sie müssen sich an das erinnern, was ich Ihnen damals sagte, als ich Ihnen die Erlaubniß gab, mich zu besuchen. Ich war überzeugt, daß Sie mich verständen, und ein Abgesandter meines Mannes wären. Bald sah ich meinen Irrthum ein, und erfuhr, daß Sie mich nicht kannten — überzeugte mich auch, daß ich mich in meiner Meinung

über Sie getäuscht hatte. Man hatte Sie mir in keinem günstigen Lichte geschildert, ich setzte die nämlichen Grundsätze bei Ihnen voraus, die Jenneville hat — aber bei näherer Bekanntschaft lernte ich die schönen Eigenschaftes Ihres Herzens schätzen, und damals hätte ich Ihnen mein ganzes Vertrauen schenken, hätte Ihnen sagen sollen, daß ich jene Frau sei, deren Umgang ihrem Mann unerträglich war; aber indem ich jenen Umstand verschwieg, erfuhr ich von Ihnen unzählige Dinge, die Sie mir, wenn Sie meinen wahren Namen kannten, verschwiegen hätten; die Liebe Jennevilles zu Frau von Rémonde, die Thorheiten, die er ihrethalben beging, seine Unbeständigkeit — Alles das hätten Sie mir gewiß verschwiegen, denn Sie hätten gefürchtet, mir wehe zu thun. Sie kennen nun die Gründe meines Stillschweigens, und wenn ich strafbar bin, daß ich Ihnen mein Geheimniß nicht früher anvertraut habe, so verzeihen Sie mir Herr Deligny, und entziehen Sie mir darum Ihre Freundschaft nicht. Sie kennen meine traurige Lage in der Welt — zurückgestoßen von dem, den ich anbete, hatte ich unrecht, als ich Ihnen sagte, daß ich der Liebe entsagen müsse. Aber soll ich deshalb auch des Freundes entbehren?«

Sie schweigt, ich habe ihr ohne Unterbrechung zugehört, und bleibe auch jetzt noch stumm. Was

könnte ich ihr sagen? Ich fühle wohl daß Sie kein Unrecht gegen mich auszusühnen hat, denn Sie hat meiner Liebe niemals Vorschub gethan; doch bin ich darum nicht weniger unglücklich. Als sie sieht, daß ich bei meinem Schweigen verharre, sagt sie freundlich zu mir: »Sind Sie denn noch immer böse?«

»Böse — nein Madame, das bin ich nicht; aber untröstlich, in Verzweiflung! Ehe ich wußte, daß Sie Jennevilles Gattin wären, hielt ich an der Hoffnung fest, Ihnen nicht gleichgültig zu sein — Diese Erlaubniß, Sie täglich besuchen zu dürfen — die Güte, womit Sie mich empfingen, den Antheil den Sie mir an meinen Handlungen bezeigten, indem Sie selbst die Briefe, welche Damen an mich schrieben, lesen wollten — mußte mich das Alles nicht zu dem Wahne verleiten, daß ich ihr Herz gerührt? Sagen Sie Madame, war ich ein Geck, solches nach Ihrem Benehmen zu hoffen?«

»Nein, nein — ich that Unrecht, großes Unrecht — ich überlegte mir nicht was ich that.«

»Jetzt sehe ich freilich, daß ich mich völlig getäuscht — daß Jenneville allein Sie beschäftigte — Jenneville, ein Mann der Sie verrathen, verlassen hat, der den Schatz, den er besatz, verachten konnte! Und einen solchen Menschen lieben Sie noch?«

»Er ist mein Mann.«

»Er ist es nicht mehr, da er sich von Ihnen trennen konnte. Durch seine Aufführung hat er Ihnen Ihre ganze Freiheit wiedergegeben, was kümmerts ihn, wen Sie künftig lieben wollen! Als er Sie verließ, hat er Sie nicht Ihres Eides entbunden.«

»Oh nein, nein — so denke ich nicht.«

»Aber ich versichere Sie, daß er sich durchaus nicht darum bekümmert, was Sie thun, daß er nichts sieht, nichts denkt, als seine Frau von Rémonde, daß diese Frau aus ihm machen kann was sie will, weil — ach! Verzeihung Madame, Verzeihung, ich betrübe Sie mit diesen Worten — aber ich kann Jenneville nicht entschuldigen, daß er Sie nicht liebt! Sie nicht anzubeten — ha, das ist schändlich. Nie werde ich ihm sein Benehmen gegen Sie vergeben — ich will ihn gar nicht mehr sehen, gar nicht mehr sprechen.«

»Herr Deligny, ich bitte, entzweien Sie sich meinethalben nicht mit Jenneville — er war Ihr Freund.«

»Mein Freund! Nein Madame, er war niemals das, was man einen Freund nennt; er war ein Bekannter, nichts weiter. Aber mein Freund — niemals; ich kann nicht der Freund eines Menschen sein, der Ihr Unglück herbeigeführt hat — und

den Sie, trotz dem noch achten — was eine Thorheit ist.« —

»Können Sie mir ein Verbrechen daraus machen, daß ich eine Wiedervereinigung mit meinem Manne wünsche? Selbst wenn ich nicht mehr die gleiche Liebe für ihn fühlte, und mein Herz durch seine Verachtung zerrissen, kälter geworden wäre, bleibt Jenneville nicht mein Gemahl?«

»Ihr Gemahl! Sie sehen doch, daß er es nicht sein will, da er Sie verlassen hat. Uebrigens fühle ich wohl, daß es unnütz wäre, mehr zu sagen; die Liebe wird nur durch eine neue Liebe verdrängt. Ich will dieses Heilmittel versuchen, und da ich nicht aufhören würde, sie zu lieben, da ich mich keiner neuen Leidenschaft überlassen könnte, wenn ich fortführe sie zu sehen — so — so will ich Sie nicht wiedersehen — denn Sie begreifen wohl, daß es eine Thorheit von mir wäre, wenn ich nicht suchte eine hoffnungslose Liebe los zu werden — nicht wahr Madame?«

»Ich kann Sie nicht tadeln mein Herr! indeß — mich gar nicht mehr sehen wollen — ich dächte, wenn Sie nur seltner kämen.« —

»Nein Madame nein; in der Liebe muß man nie halbe Maaßregeln nehmen! Ich darf Sie nicht wiedersehen — es wird kein großer Verlust für Sie

sein. — Freilich werden Sie weniger Neuigkeiten über Ihren Mann hören; aber mit Gelde kann man ja in Paris Alles erfahren. Sie werden unzählige Leute finden, die Ihnen diesen Dienst leisten.«

Augustine antwortet nicht, ihr Haupt ist auf die Brust gesunken, sie scheint nachzudenken, ich kann ihr nicht in das Auge sehen! Aber warum will ich auch noch das Auge sehen, das solches Unheil in meinem Herzen angerichtet hat.

Wir beobachten Beide ein sehr langes Stillschweigen, bis ich endlich mit großer Selbstüberwindung ungestüm nach meinem Hute greife und mit dem Ausrufe: »Leben Sie wohl Madame!« mich eilig entferne.

Fünftes Kapitel.

Ein Abentheuer in Rapée.

Ich bin mit dem bezeugten Muthe zufrieden und entschlossen Madame Luceval nicht wiederzusehen — Madame Luceval, denn ich kann mich nicht gewöhnen sie Madame Jenneville zu nennen.

Doch, um mich in meinem Entschlusse zu befestigen, muß ich mich betäuben, zerstreuen; gleich jenen Poltrons, die sich am Vorabend eines Kampfes betrinken. Ich komme nach Hause, um zu arbeiten, und eine Beschäftigung zu suchen; aber es geht nicht, ich bin nicht ruhig genug, um zu arbeiten, ich muß Geräusch, Bewegung haben. Ich will eben wieder ausgehen, als Jolivet kommt.

»Sag einmal Paul, habe ich nicht bei meinem letzten Besuche meinen Regenschirm bei Dir gelassen? Du bist doch wohl? Ein altmodischer brauner Schirm.«

»Es freut mich Dich zu sehen Jolivet; was hast Du vor für heute.«

»Ich? nun wie Du siehst, laufe ich herum, den verdammten Schirm zu suchen.«

»So lasse doch den Schirm, und antworte.«

»Ja, er gehört nicht mir; ich hatte mir ihn von einem Herrn geliehen, es ist jetzt ein Vierteljahr her, und ihn vergessen wiederzugeben, aber weil es diesen Morgen regnete, wollte er ihn wieder. Nun werde ich ihn bezahlen müssen. Er war alt, und ich muß jetzt einen neuen dafür geben.«

»Jolivet ich will mich heut amüsiren, oder es doch wenigstens versuchen. Bleibe bei mir, ich führe Dich zum Essen, in das Theater, wohin Du willst.«

»Wirklich? Der Vorschlag ist ziemlich verführerisch. Und Du läßt mich nicht wieder mit der Rechnung sitzen?«

»Nun ich denke doch, ich habe Dir Deine Auslagen wiedererstattet.«

»Gewiß; ich sagte es auch nur zum Scherz. Nun, ich lasse mich verführen, und bleibe bei Dir. Ich sehe schon, daß ich über den Schirm das Kreuz machen, und sehen muß, wo ich einen andern herbekomme.«

In diesem Augenblicke läutet man an meiner Thüre; es ist Dubois, der nicht gelegner kommen konnte.

»Ach! ich kann nicht mehr, ich komme von Auteuil,« sagt er, sich in einen Stuhl werfend.

»Wie, hast Du dort geschlafen?«

»Ich mußte wohl; ich wartete immer auf Dich — es war zu spät, kein Wagen mehr da — allein nach Hause gehen — es ist ein langweiliger Weg. Ich sagte mir also: Nun es wird wohl in Auteuil eben so gut Betten geben, wie anderwärts, und so schlief ich denn in einer Kneipe, wo es eine sehr nette Schleußerin giebt. Aber meine Kinder, Ihr wollt ausgehen, habt Ihr einen Plan für heut?«

»Du mußt mit uns kommen Dubois; ich will mich zerstreuen, aufheitern wo möglich.«

»Und er hält uns frei,« setzt Jolivet hinzu.

»Ja! er hält uns frei — das lockt Dich! Wenn Du Deinen Theil bezahlen solltest, wärst Du freilich nicht von der Parthie.«

»Das ist nicht wahr.«

»Nun ich gestehe, daß es mir jetzt schwer fallen würde, meine Zeche zu bezahlen, ich bin auf dem Trocknen — aber ich will schon wieder flott werden. Wir wollen uns also belustigen, das ist Hauptsache.«

»Dubois habe ich nicht einen Schirm bei Dir gelassen?«

»Warum nicht gar — Aber sage doch Paul,

hast Du Deine Schöne besiegt, und willst nun Deinen Triumph feiern?«

»Sprich nicht davon Dubois, ich bitte Dich.«

»Du seufzest? Armer Junge; so hat man Dich zum Narren gehabt — ich dachte mir's wohl. Du hast Dich wie ein Troubadour des dreizehnten Jahrhunderts benommen, und diese Art gefällt nicht mehr. Aber wir wollen essen, Jeder zwei Flaschen Champagner trinken, und ich stehe Dir dafür, wenn wir von Tische aufstehen, weiß Du nicht mehr, was Deine Schöne für Haare hat.«

»Ich hoffe sie auch ohne dies vergessen zu können.«

»Meine Herrn,« sagt Jolivet, »wollen wir Jenneville nicht abholen?«

»Nein, nein! das ist nicht nöthig,« sage ich sogleich; »Jenneville wird sich wahrscheinlich nicht von seiner Frau von Rémonde trennen können.«

»Wir bedürfen seiner auch gar nicht, um uns zu amüsiren,« sagt Dubois; »Jenneville hat nicht unsre Ungezwungenheit, unsre Gradheit. Aber dieser Jolivet ist zum Bewundern. Sobald er nicht bezahlen darf, würde er alle seine Bekannten einladen, und ihnen glauben machen, daß er traktire. Gehen wir, das Wetter ist schön — steigen wir in eine edle Citadine, und fahren wir aufs Land? Was sagst Du dazu Paul?«

»Wie ihr wollt; schonet meine Börse nicht. Vor einigen Tagen noch wollte ich Geld aufhäufen, reich werden — jetzt kümmere ich mich nicht mehr darum, ich werde schon noch genug haben.«

»Sei ruhig; Du bist bei uns gut aufgehoben.«

Wir besteigen alle drei eine Citadine, und Dubois sagt zum Kutscher: »Wir behalten Dich für den ganzen Tag, fahre uns aufs Land.«

»Aber wohin Herr?«

»Gleichviel wohin; geistreiche Leute amüsiren sich überall — Bäume, hübsche Mädchen und was zu Essen, das ist Alles, was wir verlangen.«

»Genug, peitsche Deine Gaule, und schnell fort.« setzt Jolivet hinzu.

Die Citadine kommt in Gang, und Dubois so wie Jolivet thun ihr Möglichstes, mich aufzuheitern. Sie sagen Tausend Narrheiten, die Ihnen durch den Kopf gehen; Jolivet ist beinahe liebenswürdig, wenn man für ihn bezahlt. Ich bemühe mich ihren Frohsinn zu theilen, aber mein Lachen ist erzwungen; es liegt mir wie eine Last auf der Brust, und mein Gelächter selbst kann sie nicht erleichtern.

Dubois hat die Wagenvorhänge niedergelassen, damit wir das Vergnügen einer Ueberraschung haben, und uns ganz dem Scharfsinne des Kutschers

zu überlassen gezwungen sind. Endlich hält der Wagen, wir steigen herab und Dubois bricht in lautes Gelächter aus — denn wir sind in der Râpèe. Mir gilt es gleich, wo wir essen. Jolivet aber schneidet Gesichter und sagt: »Hübsche Gegend!«

»Gefällt sie Ihnen nicht?« fragt der Kutscher; »nun Sie verlangten Grünes und Essen — da habe ich Sie in den »großen Baum« geführt, wo man köstliche Mateloten zu essen bekommt.«

»Gut Kerl,« erwiederte Dubois; »Râpée ist so gut als ein anderer Ort! Wir können am Ufer des Stromes spaziren gehen; das macht Appetit.«

»Kutscher Du bleibst in der Nähe, wir behalten Dich bis zum Abend, denn Du mußt uns nach Paris zurückbringen. Nun vorwärts meine Herren, es ist noch zu zeitig zum Essen, streifen wir an der Seine auf und ab, und sehen wir, ob es wo ein Nymphchen zu haschen giebt.«

Wir setzen uns in den Marsch, aber Jolivet ist verdrießlich, daß wir uns vom Kutscher haben nach Bercy bringen lassen. Er behauptet, wir würden schlecht essen, und nur Käse zum Desert haben; ärgerlich geht er in einiger Entfernung von uns.

»Hat man wohl einen Begriff von einem Menschen, wie dieser Jolivet ist:« sagt Dubois, mich am Arm nehmend. »Er möchte ein Essen zu

zwanzig Franks auf die Person, da Du bezahlst. Wenn ich ihm doch einen Streich spielen könnte, um ihn für seine Knickerei zu bestrafen.«

Wir gehen schon eine Weile am Strande der Seine hin, obwohl Jolivet jeden Augenblick ruft: »Meine Herren, es ist Essenzeit!« und nähern uns endlich der Râpée. Bei der Barriere bemerken wir vor uns drei Frauenzimmer, von denen die Eine im Hut, die Andern in Hauben sind.«

»Ich muß sie in Augenschein nehmen,« sagt Dubois, verläßt uns, und hat bald die drei Personen, die vor uns hergehen erreicht. Wir sehen mit Befremden, daß er sie grüßt, und mit ihnen spricht.

»Dieser Dubois kennt alle Frauenzimmer,« sagt Jolivet, »sogar in der Râpée findet er Bekannte.«

Bald darauf kehrt Dubois mit gleichgültiger Miene zu uns zurück.

»Nun wer ist es denn,« fragt Jolivet.

»Ach, da ist nichts zu machen — man würde nur seine Zeit verlieren.« —

»Du kennst aber doch diese Damen?«

»Eben deshalb sage ich Euch, daß da nichts zu machen ist. Die im großen Hut ist die Wittwe eines reichen Kaufmanns aus der Straße de la

Verrerie — eine Frau, die ohngeachtet ihres einfachen Anzuges, ohngefähr funfzig Tausend Livers Renten hat.«

»Teufel das ist hübsch!«

»Wenn man sie sprechen hört, sollte man es nicht glauben — so ungezwungen, so einfach spricht sie. Sie wird sich wahrscheinlich nicht wieder verheirathen, weil sie sich jetzt zu glücklich fühlt; doch halte ich sie nicht für unempfindlich.«

»Und Du hast nicht versucht Dich einzuschmeicheln, Dubois; da muß sie wohl sehr häßlich sein.«

»Im Gegentheil; sie hat namentlich eine sehr lebhafte Physiognomie. Manche behaupten zwar, sie schiele, aber wenn sie die Augen niederschlägt, merkt man nichts davon. Ich wollte Ihr den Hof machen, aber es glückte mir damit nicht. Ach! wenn ich ihr gefallen hätte, würde sie's mir nicht verfehlt haben — sie macht keine Umstände. Uebrigens wäre es mir schon recht gewesen, denn sie ist sehr freigebig. Sie ist nicht fest, und wer ihr gefällt, den überschüttet sie mit Geschenken. Ich kenne einen jungen Mann, dem sie siebzehn Börsen und zweiundvierzig Cravaten geschickt hat. Sie hat mit zwei jungen Cousinen einen Spaziergang hierher gemacht, und wird sie wahrscheinlich mit einer Matelote bewirthen.«

Jolivet hört mit großer Aufmerksamkeit Dubois zu, verliert aber dabei die drei Frauenzimmer nicht aus dem Gesichte, die wir bald darauf bei einem Weinkaufmann eintreten sehen.

Jolivet bleibt an der Stelle, wo die drei Spaziergängerinnen eingetreten sind, stehen und sagt: »Treten wir doch auch herein, ich glaube, wir werden hier noch am besten speisen.«

»Hier! Warum wollen wir nicht in den großen Baum gehen?« sagt Dubois; »das ist das vorzüglichste Gasthaus in dieser Gegend.«

»Ach in Râpée wird man gut bewirthet; hier weiß Jeder Matelots zuzubereiten. Auch däucht mich, ist es im großen Baume sehr theuer.«

»Wie Du bist um Deligny's Vortheil besorgt?«

»Warum nicht? Wenn man es eben so gut haben kann, warum soll man unnützer Weise Geld verschwenden? Meine Herrn, ich gehe voran, um einen Blick in die Küche zu werfen.«

»Wollen wir hier wirklich speisen,« sage ich zu Dubois; »es sieht ja aus, wie in einer Garküche.«

»Liebster Freund, wenn wir uns mit Fischgräten und Brotkrumen begnügen wollen, so können wir

hineingehen. Mein Geizhals aber beißt an, wie ich mir es dachte.«

»Wie so?«

»Weißt Du, wer die Frau im Hute ist, von der ich ihm weis gemacht, daß sie funfzig Tausend Livres Renten habe und die Wittwe eines Großhändlers sei?«

»Nein!«

»Hast Du sie denn an ihrem Benehmen nicht wieder erkannt? Es ist ja Charlotte mit zwei Mädchen ihres Gleichen. Sie wohnt jetzt in der Vorstadt Saint Antoine und alle Montage gehen diese Mächen vor die Barriere spazieren, und kehren bei einem Weinkaufmann ein, wo sie ihren Vorrath für die Woche entnehmen. Diesen Vorrath thun sie in Blasen, die unter dem Rocke befestigt, blos ihre Hüften ein wenig stärker machen.«

»Woher weißt Du denn das Alles?«

»Charlotte hat es mir vor acht Tagen selbst erzählt.«

»Ich dachte, Du hättest Dich mit ihr entzweit.«

»Freund, es ist den Frauen unmöglich mir lange zu zürnen. Ich habe ihr zwei Pfund Zucker geschickt. Als ich die Mädchen sah, faßte ich sogleich den Plan, uns auf Jolivets Kosten

zu belustigen. Charlotte kennt ihn nicht, und als ich sie vorhin anredete, sagte ich ihr, daß wir in Gesellschaft eines Dummkopfes wären, der täglich sechszig Franks zu verzehren hätte — und die Grisetten lieben solche Leute. Charlotte brennt darauf, seine Bekanntschaft zu machen; sie sind hier eingekehrt, um ihren Wochenvorrath zu entnehmen; laß mich jetzt nur machen, und sage kein Wort.«

Ich folge Dubois; wir treten in die Kneipe, wo es nach Zwiebeln riecht, daß einem die Augen übergehen möchten. Jolivet ist in der Küche, und indem er sich das Ansehen giebt, als sähe er nur nach den Töpfen, wendet er häufig seine Augen nach dem Garten hinter dem Hause, weil er die drei Grisetten in eines jener abgesonderten Gemächer, die hinten liegen, hat gehen sehen.

Ein dicker Mann mit einer wollenen Mütze, brennendrothem Gesichte, setzt Jolivet alle seine Töpfe unter die Nase, während zwei Mägde, welche Tabak schnupfen, die Kalbfleischschnitten mit den Händen zurichten, und sich dabei die Finger ablecken.

»Den Teufel,« sage ich leise zu Dubois, »ich habe keine große Lust, hier zu essen.«

»Laß doch; für dieses Mal! Du willst Zerstreuung; Du mußt einmal etwas Neues haben.«

»Wenn ich nur nicht gesehen hätte, wie die Mägde die Schüsseln mit den Händen abwischen.«

»Lieber Freund, auch bei den ersten Gastwirthen in Paris kommt das vor, und es ist nur der einzige Unterschied dabei, daß man sich dort wohl in Acht nimmt, die Gäste in die Küche zu lassen, woran man sehr wohl thut. Nun, Jolivet, denkst Du wohl, daß wir hier etwas zu essen bekommen werden?«

»Ja wohl, ja wohl; da ist der Herr, der wird uns schon versorgen.«

»Nun, so besorgen Sie uns eine gute Matelote und Braten; weiter nichts. Nicht wahr, Paul?«

»Ja, aber keine Kalbsschnitten.«

»Wenn es den Herrn gefällig ist, hinauf in den großen Saal zu gehen, so wird man dort decken.«

»Nein, wir wollen in keinem Saale essen,« sagt Jolivet; »Sie haben ja kleine Gartenstuben.«

»Ja, meine Herrn; sehr hübsche, freundliche Zimmer.«

»Meine Herrn, dort werden wir uns besser befinden; freie Luft schöpfen. Sag' einmal Dubois, sind die Damen nicht dort unten in einem Zimmer?«

»Ei, was gehen uns diese Damen an? ich sage Dir, es ist nichts mit ihnen zn machen.«

Wir gehen in den Garten, der eher einem

Hofe gleicht, eine Magd öffnet uns die freundlichen Zimmer, in denen außer vier leeren Wänden nichts zu finden ist, als ein Tisch ohne Decke und zwei hölzerne Bänke.

»Diese Zimmer sind sehr ländlich,« sagt Dubois; »ohne Luxus; doch die Hauptache ist — eine gute Matelote.«

»Ja wohl,« entgegnet Jolivet; »ländlich, sittlich. Ah! Dubois, die Damen öffnen ihr Zimmer.«

In der That zeigt sich Charlotte auf der Thürschwelle und Jolivet macht ihr eine tiefe Verbeugung, auf welche sie durch ein sehr ermuthigendes Lächeln antwortet. Bald darauf sehen wir eine Magd einen ungeheuern Weinkrug in ihr Zimmer tragen, wobei Dubois mich ansieht und sich in die Lippen beißt.

»Was Teufel wollen denn diese Damen mit einem so großen Weinkruge machen?« ruft Jolivet, als er die Magd mit leeren Händen zurückkehren sieht.

»Ach, das ist gegen die Hühneraugen,« antwortet Dubois.

»Gegen die Hühneraugen?«

»Freilich; kennst Du dieses Mittel gegen Hühneraugen an den Füßen nicht?«

»Welches Mittel?«

»Mein Gott! die Füße im Weine zu baden. Wahrscheinlich sind die Damen auch nur deshalb hier eingekehrt. Wenigstens weiß ich, daß die Wittwe Hühneraugen hat; ich habe sie sehr oft hinken sehen.«

Jolivet heftet fortwährend seine Augen auf jenes Zimmer: aber die Thüre bleibt verschlossen und Niemand läßt sich sehen. Man trägt das Essen auf und wir setzen uns zu Tische. Die Erinnerungen an die Küche verlassen mich nicht; aber Dubois macht Feuer unter die Matelote, welche wie eine Punsch-Bowle glüht.

Ich denke, das Feuer reinigt Alles, und wir machen uns über die Matelote her.

»Es ist doch sonderbar,« sagt Jolivet, ohne sich im Essen stören zu lassen, »ich sehe nicht, daß man außer jenem Weinkruge etwas zu den Damen hineingetragen hätte.«

»Ach, wir haben ja gesehen, wie man einen ungeheuern Karpfen und köstliches Geflügel hineintrug,« entgegnet Dubois. »Aber der Himmel umzieht sich, meine Herrn. Sie sehen, wie gut wir daran thaten, unsre Citadine zurückzuhalten, denn von hier würden wir schwer einen Wagen bekommen.«

Wir sind bei dem Braten, und der Regen gießt in Strömen herab, als sich die Thüre des Damenzimmers von Neuem öffnet und Charlotte zum Vorschein kommt. Ich bemerke, daß sie jetzt weit stärkere Hüften hat, als vorhin. Jolivet, der wahrscheinlich hierauf nicht achtet, steht vom Tische auf und geht in den Garten, als wollte er nach dem Wetter sehen.

»Es regnet,« sagt Charlotte; »das ist schändlich.«

»Sie können unmöglich zu Fuße zurück, meine Damen,« sagt Jolivet, sich mit einer artigen Verbeugung nähernd.

»Freilich, wenn man auf eine andere Art nach Hause kommen könnte, würde man nicht im Kothe waten. Aber der Himmel ist ganz umzogen, es hat nicht den Anschein, als wollte es nachlassen.«

Jolivet kehrt mit dem Ausrufe zu uns zurück: »Meine Herren, wir haben einen Wagen; es wäre sehr unartig, die Damen bei solchem Wetter zu Fuß gehen zu lassen, besonders wenn man weiß, daß sie Hühneraugen an den Füßen haben. Was meinet Ihr dazu?«

»Du scherzest wohl,« entgegnet Dubois; »Du willst uns alle drei mit diesen drei Damen zusam-

men aufladen. — Sieh' doch nur an, sie sind nicht dünn.«

»Das ist wahr; sie schienen mir vorhin noch nicht so stark.«

Charlottens beide Freundinnen hatten sich gleichfalls ungeheure Hüften gemacht und alle drei standen nun vor ihrem Zimmer, bald nach den Wolken, bald nach Jolivet blickend. Dieser, entzückt darüber, das Augenmerk einer von ihm für reich gehaltenen Wittwe zu sein, kehrt wieder zu uns zurück und ruft uns in entschlossenem Tone zu: »Meine Herrn, ich bitte um eine Gunst!«

»Willst Du hier zu Abend essen.«

»Das nicht; aber wenn ihr so gut sein wolltet, mir die Citadine abzutreten — ich gestehe, daß ich den sehnlichsten Wunsch habe, diese Damen nach Hause zu begleiten. Unter uns, die Wittwe wirft mir vielsagende Blicke zu und ich denke, meine Huldigungen sollen nicht unfreundlich aufgenommen werden. —«

»So laß' doch diese Damen laufen, Jolivet, Du bist nicht einmal mit dem Essen fertig.«

»Ich habe keinen Hunger mehr.«

»Du wirst noch hübschere finden.«

»Ach! die Wittwe ist reizend.«

»Wenn Du unsern Wagen nimmst, so denke

daran, daß er seit der Stunde, wo wir ihn miethetem, bezahlt werden muß.«

»Das gilt mir gleich — ich bezahle ihn baar — ich bin verliebt und berechne nichts.«

»Nun Paul, was sagst Du dazu?«

»Meinethalben mag er den Wagen nehmen, wenn er will.«

»Ich danke Dir, bester Deligny. Ich verlasse Euch, Kinder; entschuldigt mich. — Ihr wißt, was es heißt — verliebt sein; man gehört sich selbst nicht mehr an. Adieu.«

Jolivet verläßt uns voll Entzücken und eilt auf Charlotten zu, welcher er sagt: »Ich habe eine Citadine zu meiner Verfügung, und erlaube mir, sie Ihnen und Ihren jungen Cousinen anzuzubieten.«

Charlotte sieht ihre Begleiterinnen von der Seite an, als Jolivet von jungen Cousinen spricht; übrigens aber nehmen die Mädchen das ihnen gemachte Anerbieten ohne Umstände an und alle drei verlassen das Zimmer. Jolivet bietet seinen Arm an, dessen man sich aber nicht bedient, aus Furcht, beim Gehen die unter dem Rocke befestigten Gegenstände fühlen zu lassen, und entschuldigt sich deshalb mit der Furcht vor dem Beschmutzen. So entfernen sich denn diese Damen

mit abgemessenen Schritten, als wenn sie auf Eiern gingen.

Die Citadine erwartete uns vor dem großen Baume, und bei dem langsamen Vorwärtsschreiten der Damen, die thun, als wären ihnen die Beine zusammengeschnürt, sieht Jolivet wohl ein, daß sie, bevor sie dorthin kommen, durchgeweicht sein würden, weshalb er voran läuft, um den Wagen zu holen. Indeßen beschließen wir eilig unsere Mahlzeit; neugierig, wie die Sache ablaufen wird, bezahle ich den Wirth und wir verlassen einige Minuten später als die Damen das Haus.

Etwa funfzig Schritte vor uns bemerken wir Charlotte mit ihren beiden Freundinnen. Der Regen hat den Weg sehr schlecht gemacht, und die Röcke der Damen sind bereits ganz beschmutzt, da sie hinlänglichen Grund haben, dieselben nicht aufzuschürzen.

Endlich langt Jolivet mit der Citadine an; aber wie es zum Einsteigen kommt, will keine der Damen sich von Jolivet oder dem Kutscher unterstützen lassen, obwohl sie sehr unbehülflich scheinen. Nur mit Mühe erreichen sie den Fußtritt und ihre ungeheuern Hüften sind in beständiger Bewegung, die Jolivet der Furchtsamkeit der Damen zuschreibt. Endlich haben sie sich gesetzt, Jolivet

steigt gleichfalls ein und setzt sich an Charlottens Seite, die lebhaft zurückrückt, um ihm Platz zu machen, indem sie sagt: »Bitte, rücken Sie mir nicht zu nahe — ich muß freie Luft im Wagen haben.«

Jolivet schmiegt sich ehrfurchtsvoll in eine Ecke und der Kutscher fragt: wohin er fahren soll.

»Nach der Straße de la Verriere zu Madame,« antwortet Jolivet mit einem Blick auf Charlotten.

»De la Verriere? nein mein Herr; ich wohne in der Vorstadt Saint Antoine ohnweit des Boulevard.«

»Sie sind also ausgezogen?«

»Ja, mein Herr. Ich ziehe sehr oft aus; Kutscher bei dem Speckhändler — 's ist eine rothe Thüre.«

Jolivet findet es ein wenig sonderbar, daß eine Wittwe mit funfzig Tausend Livres Renten in einem Hause der Vorstadt Saint Antoine wohnt, der Kutscher aber macht den Schlag zu und fährt ab — Dubois und ich folgen dem Wagen in einiger Entfernung.

An der Barriere angekommen, hält der Wagen und der Mauthbeamte öffnet den Schlag mit den Worten: »Nichts zu versteuern?«

Jolivet, der indessen den etwas ausgelassenen Gesprächen Mademoiselle Charlottens und ihrer Freundinnen mit Erstaunen zugehört hat, antwortet: »Gar nichts,« indeß die Letztern sich recht grade rücken und zu dem andern Schlage hinaussehen. Der Beamte hat indeß die drei jungen Frauenzimmer erkannt, deren Benehmen schon längst Verdacht erregt hat, da man bemerkt hat, daß sie immer mit sehr schlanker Taille und wenig auffallenden Formen aus Paris kommend, dorthin mit Reizen geschmückt zurückkehren, die einer hottentottischen Venus Ehre machen würden. Die Beamten haben mit großem Scharfsinn herausgebracht, daß man selbst nach dem Essen nicht einen solchen Umfang gewinnen könne, und deshalb die Mädchen schärfer beobachtend, beschlossen, sobald sie sich wieder sehen ließen, bei ihrer Rückkehr nach Paris eine Untersuchung ihrer Formen vorzunehmen.

Demnach wendet sich der Beamte trotz der lakonischen Antwort Jolivets mit einem boshaften Lächeln an Charlotten und deren Freundinnen mit den Worten: »Und Sie, meine Damen, haben Sie nichts zu versteuern?«

»Nicht das Geringste,« sagt die Eine.

»Was sollen wir denn versteuern,« ruft Charlotte; »sehen wir denn wie Schleichhändler aus?«

»Mein Herr, ich habe die Ehre, diese Damen zu begleiten,« sagt Jolivet, »und wir werden wahrhaftig nicht defraudiren.«

»Das weiß ich nicht,« entgegnet der Beamte; »das weiß ich aber, daß die Damen absteigen und in das Bureau treten müssen, um sich einer Untersuchung zu unterwerfen.«

»Mein Gott! welche Schmach! uns untersuchen!« ruft Charlotte, »wissen Sie, Sie Fratzengesicht, daß man uns niemals untersucht hat, noch untersuchen wird; weder mich noch meine Freundinnen.«

»Verzeihen Sie, meine Damen, wir müssen Sie untersuchen.«

»Welche Unverschämtheit! Wie, mein Herr, werden Sie leiden, daß man Damen Ihrer Bekanntschaft befühlt?«

»Mein Herr,« fängt Jolivet wieder an, »ich versichere Sie, daß Sie im Irrthume sind. Sehen Sie im Wagen nach, in den Koffern, so viel Sie wollen; für die Damen stehe ich.«

»Nun, wenn die Damen unschuldig sind, so dürfen sie sich ja nur die Hüften befühlen lassen.«

»Welche Nichtswürdigkeit! darf denn keine Frau mehr nach Paris zurückkehren, ohne der Mauth ihren Hintern zu weisen.«

»Davon ist nicht die Rede, meine Damen; aber die Stärke Ihrer Hüften kommt uns verdächtig vor.«

»Nun, so haben Sie wohl nur lauter magere gesehen; wir sind von Natur fleischig.«

»Sie sind aber nie so dick, wenn Sie von Paris kommen.«

»Die Landluft treibt uns da so auf.«

»Nun, meine Damen, wozu die vielen Umstände, steigen Sie ab.«

»Wir steigen nicht ab.«

»Nun dann müssen wir Sie im Wagen untersuchen.«

Der Beamte giebt seinen Kollegen ein Zeichen, und zwei dieser Herren kommen mit Bohrern. Beim Anblick dieser Instrumente stoßen Charlotte und ihre Freundinnen ein großes Geschrei aus; Jolivet will die schrecklichen Eisen abwehren, die jungen Mädchen, aus Furcht angebohrt zu werden, ducken sich in den Wagen, vergessen aber vor Angst ihre gewöhnliche Vorsicht, und indem sich eine auf die Andere wirft, platzen die mit Wein gefüllten Blasen, die sie unter den Röcken haben.

So sind die Sonden auf einmal unnöthig geworden, denn die Reize jener Mädchen sind nun zu

Wasser, oder vielmehr zu Wein geworden, mit dem die Citadine überschwemmt wird.

Die Beamten lachen, der Kutscher flucht und Jolivet, dem der Wein auf Rock und Beinkleider gespritzt ist, sieht Charlotte und ihre Gefährtinnen ganz versteinert an, indem er ausruft: »Wie! eine Frau mit funfzig Tausend Livres Renten, macht sich den Spaß, ihren Wein unter den Rock zu nehmen.«

Bei diesen Worten platzen die Mädchen in lautes Gelächter aus, und sich ihrer falschen Hüften entledigend, springen sie rasch aus dem Wagen und eilen auf Paris zu, indem sie Jolivet im Streit mit Kutscher und Beamten zurücklassen.

Jolivet merkt nun, daß er von Dubois zum Narren gehabt worden sei und ruft aus: »Diese Damen gehen mich nichts an — ich kenne sie nicht. . . . . Ich begleitete sie nur aus Artigkeit.«

»Mein Herr,« entgegnete der Beamte, »so werden Sie auch aus Artigkeit die Strafe für dieselben erlegen. Uebrigens haben Sie uns so eben versichert, daß Sie für die Unschuld dieser Damen stehen wollten.«

»Und mein Wagen, der voll Wein ist — die Verunreinigung müssen Sie mir vergütigen.«

Jolivet ist vernichtet; vergeblich will er sich vertheidigen, man bringt ihn auf das Bureau. In dem Augenblicke, wo Jolivet vom Kutscher, den Beamten und den Maulaffen, die der Auftritt angelockt hat, hin und hergestoßen wird, gehe ich mit Dubois vorüber. Er bemerkt uns, ruft und droht Dubois mit der Faust, aber indem wir thun, als hörten wir nichts, steigen wir in ein Kabriolet, das an der Barriere hält, und welches uns schnell von Rappée fortfährt.

Ich muß über Jolivets Lage und seine Gebehrden, als er ganz mit Wein besprützt aus der Citadine stieg, lachen; aber nach meiner Nachhausekunft verloschen die Bilder dieses Tages sehr bald, und mir scheint es, als empfände ich ein größeres Vergnügen an der Einsamkeit, in der ich mich frei mit Augustinen beschäftigen kann.

Meine Bedienung bringt mir einen Brief, den man an mich abgegeben hat, und ich erbreche eilig das Siegel. — Wenn sie mir schriebe; wenn sie mich einlüde sie zu besuchen — ach! nur ein Wort und ich flöge zu ihr! — Aber nein, der Brief ist nicht von ihr, er ist Herminie unterzeichnet. Ach mein Gott! nun besinne ich mich. Gestern in Auteuil hatte sie mir ja auf heut ein Rendez vous gegeben — was schreibt sie denn: »Mein Herr! Ihre

Aufführung ist unwürdig; man spielt nicht so mit einer Dame! Wenn es sich verlohnte, würde ich mich wegen dieser Vernachläßigung an Ihnen rächen; so aber verbiete ich Ihnen nur, sich je vor mir zu zeigen, oder mich zu besuchen.«

Sie ist wüthend, das begreife ich; aber sie hatte nicht nöthig, sich meine fernern Besuche zu verbitten. Ich ging ja nur aus Gefälligkeit hin, nur um den Wünschen Madame Lucevals Folge zu leisten. Jetzt brauche ich keine solche Gefälligkeit mehr zu haben — ich brauche jetzt nichts mehr für sie zu thun. — Ich zerreiße Herminiens Billet. Ach! wäre es doch von einer andern gewesen; diese getäuschte Hoffnung bereitet mir neue Qualen. Augustine wird mir nie schreiben, sie kümmert sich wenig darum, ob ich sie besuche oder nicht — ich bin ihr gleichgültig. Welche Seltsamkeit; diese Frau von Rémonde, welche von Jenneville angebetet wird, hätte mir ihre Liebe geschenkt, und die, welche ich liebe, denkt nur an Jenneville, der sie verlassen hat. Man sagt, Alles hat sein Gutes; aber ich finde nicht, was bei diesen Verirrungen des Herzens, die uns unsre Zärtlichkeit am unrechten Platze anbringen lassen, Gutes heraus kommt.

Sechstes Kapitel.

Es kommt Alles, so wie es voraus zu sehen war.

Schon über vierzehn Tage sind vergangen, und ich habe mein Vorhaben zu halten Kraft gehabt — ich habe sie nicht besucht. In dieser Zeit, die mir sehr lang geworden, habe ich Gesellschaften, Theater, Konzerte besucht, habe mich betäubt, aber nicht geheilt. Dubois war oft bei mir. Er hat keine feine Bildung, aber ein gutes Herz; er sieht, daß ich wirklich im Stillen leide, und thut sein Möglichstes, mich zu zerstreuen; dagegen haben wir Jolivet seit unsrer Spazierfahrt nicht wiedergesehen.

Ich hoffte, sie würde mich schriftlich zur Fortsetzung meiner Besuche einladen, sie würde sich erkundigen, ob ich krank sei, warum sie mich nicht sehe — aber nein, nicht ein Wort, nicht eine Erinnerung! Ach! sie kümmert sich wenig um das, was ich thue, was aus mir wird! Ich bin ihr Nichts. Wenn sie wirklich jene Freundschaft für mich hätte, wie sie sagte, so würde sie sich jetzt

nicht so gleichgültig bezeigen. Ninie hat sich nicht so benommen, sondern mir oft geschrieben, um mich um einen Besuch zu bitten; ich soll ihr wahrscheinlich sagen, woher ich diesen Adolph kenne, aber ich spreche nicht gern von diesem Menschen. Die Jahreszeit ist schön — ich sollte auf dem Gute meines Vaters sein. Da ich Madame Luceval nicht mehr besuche, was hält mich denn noch in Paris zurück?

Eines Morgens, als ich mir in meiner Einsamkeit mit Entzücken die schönen Augenblicke, die ich bei Augustinen verlebt habe, und wo ich mich von ihr geliebt glaubte, in das Gedächtniß zurück rufe, schellt man an meiner Thür, und Jenneville tritt in mein Zimmer.

Seit jenem Abende in Auteuil habe ich ihn nicht mehr gesehen — denn seine Gegenwart betrübt mich. Was kann er von mir wollen? Er scheint heftig bewegt, seine Haare sind in Unordnung, seine Züge sind verzerrt. Er wirft sich auf einen Stuhl mit den Worten: »Nun Deligny, wissen Sie was uns begegnet ist?«

Ich sehe ihn unruhig an, und warte, bis er fortfahren wird. Er schlägt mit der Hand auf den neben ihm stehenden Tisch, indem er ausruft: »Der nichtswürdige Blagnard ist fort? dieser Blag-

nard — dem wir unser Geld anvertraut — ich achtzig — Sie dreißig Tausend Franks. Er hat Banqueroutt gemacht, und ist entflohen, oder hat sich irgendwo versteckt. Er hat über vier mal Hunderttausend Franks Schulden, und man versichert daß er nicht an hundert Thaler Werth zurückgelassen. Nun was sagen Sie dazu? Ich beneide Sie um die Ruhe, mit der Sie diese Nachricht aufnehmen.«

»Ich habe den Menschen immer für einen Schurken gehalten. — Ich versichere Sie, daß ich stets eine geheime Ahndung gehabt habe.«

»Nun warum haben Sie ihm dann Ihr Vermögen anvertraut?«

»Ich ließ mich hinreißen — Ich wollte schnell reich werden; Ihr Zutrauen zu ihm verführte mich.«

»Wer hätte das nicht haben sollen? so feines Benehmen, ein so zuversichtlicher Geschäftston, ein so kostbarer Haushalt, in den kleinsten Dingen so viel Pracht, immer geneigt, seine Freunde verschwenderisch zu bewirthen.«

»Grade das hätte uns vorsichtig machen sollen. Wer seine Verbindlichkeiten zu erfüllen gedenkt, bringt mehr Ordnung in seine Ausgaben; wirklich reiche Leute haschen nicht nach dem Scheine des Reichthums, aber der Betrüger wirft das Geld mit vol-

len Händen weg. Und warum sollte er auch sparen, er bringt ja nicht sein eignes Vermögen durch. Er empfängt Besuche, bewirthet, spielt den großen Herrn — wir aber müssen das theuer genug bezahlen. Er glänzt, er amüsirt sich mit den Ersparnissen einer armen Wittwe, mit dem sauren Schweiße des Handwerkers, mit dem Erwerbe des bescheidnen Handelsmannes. Ach! solche Wesen sind tausendmal schlimmer als der Straßenräuber, der wenigstens mit Gefahr seines Lebens Euch die Börse abfordert, während jene eleganten Spitzbuben des Salons, diese unverschämten Banqueroutiers, uns noch zu verspotten scheinen, wenn sie uns ausplündern, und auf Kosten derjenigen, die sie zu Grunde gerichtet haben, lachen.«

»Ja, Sie haben vollkommen recht, aber diese Reflexionen verhelfen uns demohngeachtet nicht wieder zu unserm Gelde. Achtzig Tausend Franks zu verlieren, während ich das Doppelte zu gewinnen hoffte.«

»Wenigstens ruinirt Sie dieser Verlust nicht. Sie behalten noch genug übrig — aber ich! Ich bin jetzt auf achtzehn Hundert Franks Einkünfte beschränkt — höchstens; denn seit einiger Zeit habe ich auch mehr ausgegeben als ich sollte. Aber man muß sich einrichten; ich werde schon noch genug haben.«

»Sie sind glücklich, daß sie so philosophisch denken können — Ich gestehe, mich bringt dieses Ereigniß in Verzweiflung. Ich bin nicht so reich als Sie glauben. Die Gewohnheit viel zu verthun — und dann die Hoffnung mir durch diesen Blagnard zu helfen. — Ich war zu vorschnell, aber ich mag nicht rechnen. Pfui! wie würde das lassen — besonders einer Frau gegenüber.«

»Ich glaube, Frau von Rémonde koste Ihnen nichts.«

»Koste nichts? Das ist eine Redensart. Sie wissen, es giebt tausenderlei Geschenke, die eine Frau nicht ausschlägt — Kleinigkeiten, aber theuer genug. Aber was mich untröstlich macht, ist, daß jetzt grade Herminie ihren Prozeß verloren hat, und dadurch in die größte Verlegenheit kommt, obwohl sie es mir verschweigen will. Sie treibt die Delikatesse bis aufs Aeußerste. Aber ich weiß es, so wie, daß sie die Anerbietungen eines deutschen Millionairs, der ihr sein Vermögen zu Füßen legte, zurückgewiesen hat. Kann ich zweifeln, daß dies meinetwegen geschah? — Wenn uns eine Frau so überzeugende Proben ihrer Liebe giebt, so werden Sie zugeben Deligny, daß man ihr einige Gegenopfer bringen muß. Sie braucht jetzt eben hundert Tausend Franks, um die Kosten dieses verwünschten Prozesses zu be-

zahlen, und ihre Gegner zu entschädigen; aber ich besitze ein Landgut von diesem Werthe, und werde Herminie wahrhaftig nicht in dieser Verlegenheit stecken lassen.«

»Sie wollen wegen Frau von Rémonde ihr Landgut verkaufen?«

»Ja — ich werde freilich arm dadurch, ich gestehe es; aber Herminie ist nur in augenblicklicher Verlegenheit, und wird mir die Summe, die ich ihr vorstrecken will, gewiß zurückerstatten.«

»Jenneville nehmen Sie sich in acht; bedenken Sie, wie launenhaft die Weiber sind, und daß uns grade diejenigen, für die wir das Meiste thun, nicht immer am meisten lieben.«

»Herminie hat mir genug Beweise ihrer Liebe gegeben, und ich fürchte nicht, daß sie mir untreu werden könnte.«

Ich bin im Begriff, ihm ein gewißes Geständniß zu machen, aber ich darf nicht. Ich kann mich nicht entschließen, sein Vertrauen zu Herminien zu vernichten. Er würde mir nicht glauben, und sie kann auch troß der kleinen Schwäche für mich, Jennevillen lieben; so etwas kommt vor, besonders bei Frauen von Herminiens Charakter.

Wir schweigen. Ich weiß indeß, daß ich ihm einen großen Dienst erweisen würde, wenn ich ihn

von dieser Geliebten losmachen könnte — aber wie soll man es anstellen? Wenn es mir gelänge, ihn mit seiner Frau zu versöhnen—Augustine würde dann glücklich sein, und hätte dies Glück mir zu danken. Ich fühle, daß mir dieser Gedanke zu dem Versuche Muth macht. Ihr Glück gründen, hieße mir ihre Dankbarkeit sichern, und dann wäre ich ihr nicht mehr gleichgültig. Ich nähere mich Jennevillen, der wahrscheinlich über den Verlust seiner achtzig Tausend Franks nachdenkt; aber ich weiß nicht, wie ich zum Ziel kommen soll und denke, es ist am Kürzesten, grade heraus sprechen: »Jenneville denken Sie nicht manchmal daran, daß Sie verheirathet sind?«

Jenneville sieht mich verwundernd an und sagt: »Das ist grade ein Umstand, der mir am wenigsten in den Sinn kommt.«

»Sie haben also Ihre Frau ganz und gar vergessen?«

»Ja wohl! Aber was zum Teufel fragen Sie denn?«

»Ich dachte es wäre unmöglich, diejenige, an welche man für das Leben gekettet ist, ganz zu vergessen.«

»Ja, dieses angekettet sein macht mich eben wüthend. — Aber Sie sehen, daß wir Beide demohngeachtet so leben, als wären wir es nicht.«

»Ja Sie, aber Ihre Frau —«

»Sie handelt ganz nach Belieben, und ich kümmere mich nicht darum.«

»Haben Sie denn nicht manchmal Lust, sich mit ihr wieder zu vereinigen.«

»Mit ihr! Gott bewahre mich davor; ich werde an die Ehe denken, ein schönes Vergnügen!«

»Nun als Sie heiratheten, waren Sie doch in Ihre Frau verliebt?«

»Ich denke ja; aber lange hat es nicht gedauert.«

»Wenn aber diese Liebe Bestand gehabt hätte, würden sie nicht ebenso glücklich sein, ja noch glücklicher als Sie es jetzt sind. Sehen Sie Jenneville, früher oder später wird man es überdrüßig, allen Schönen den Hof zu machen und fühlt, daß es süßer und natürlicher sei, nur Eine zu lieben. Sie selbst theilen dies Gefühl schon, da Sie in Liebe zu Frau von Rémonde beständig sind — aber es scheint mir besser, seiner Frau als seiner Geliebten treu zu sein, da ich überzeugt bin, daß man dadurch glücklicher wird.«

»Theuerster Deligny; Sie sprechen wie Einer, der niemals verheirathet war! Wenn Sie wüßten welche Ansprüche die Frauen machen, wie lästig und verschwenderisch sie von dem Augenblicke an

werden, da sie mit Ihnen verbunden sind. Ihr erstes Streben ist, unumschränkt zu gebieten, und folglich uns zu Sklaven zu machen. Zeigen wir Festigkeit, wollen wir uns nicht wie Schlafmützen gängeln lassen, so sind wir Tyrannen, Ungeheuer. Ja, wenn ich meiner Frau allen Willen gelassen hätte, so hätten wir recht glücklich mit einander gelebt; sie hätte mich vielleicht angebetet.«

»Zweifeln Sie an ihrer Liebe?«

»Meiner Treu! ich glaube nicht, daß man mich liebt, wenn man mich unglücklich macht. Ich kenne nichts Abscheulicheres als jene Frauen, die uns mit ihrer Liebe zur Verzweiflung bringen. Zum Teufel! hasset mich — aber laßt mich in Ruhe.«

»Sie schieben alle Schuld auf Ihre Frau, aber haben Sie sich denn nie gegen sie vergangen?«

»Ich gegen meine Frau? Nun — aber Deligny was fällt Ihnen denn heute ein? Sie nehmen die Parthie meiner Frau mit einer Wärme, und Sie haben doch früher niemals mit mir davon gesprochen. Haben Sie sich in sie verliebt, seitdem ich sie Ihnen in Auteuil zeigte?«

Obwohl Jenneville diese Worte im Scherz sagt, so muß ich doch erröthen und komme in Verlegenheit; aber er bemerkt das nicht und fährt

fort: »Haben Sie Augustinen seitdem gesehen, und sind Sie ihr Sachwalter geworden?«

»Nun, ich bin wirklich einmal mit Ihrer Frau Gemahlin in Gesellschaft gewesen, und muß Ihnen gestehen, daß Sie mir mit dem Bilde, welches Sie mir von ihr entworfen haben, sehr wenig Aehnlichkeit zu haben schien.«

»Der Tausend — ja in Gesellschaft sind diese Frauen immer sehr angenehm, aber zu Hause muß man sie sehen! Doch genug davon — wir haben schon zu viel von meiner Frau gesprochen, und ich darf mich jetzt nur darum kümmern, woher ich Geld nehme. Erbärmlicher Blagnard! ein Mensch auf den ich mein Vertrauen setzte, weil er ein so feines Benehmen zeigte, und immer nach der neusten Mode gekleidet war; nun — ich muß mein Landgut verkaufen.«

Jenneville steht auf, und will mich verlassen, als ich ihn aufhalte, bei der Hand fasse, um einen letzten Versuch zu machen. »Jenneville, ehe Sie zu diesem Aeußersten schreiten, überlegen Sie sich es wohl.«

»Wozu noch große Ueberlegung? Ich brauche Geld, ich brauche es durchaus. Können Sie mir hundert Tausend Franks verschaffen?«

»Unglücklicher Weise nicht; wenn ich es könnte—«

»Nun wohl mein Freund, so lassen Sie mich mein Gut verkaufen.«

»Indessen — Sie brauchten sich Ihres Vermögens nicht zu entäußern, wenn Sie zu Ihrer Frau zurückkehrend —«

»Meiner Frau! immer meine Frau! Lieber Freund, das geht zu weit. Wenn Sie mir von meiner Frau sprechen, so verscheuchen Sie mich; wollen Sie das?«

»Nein, ich wollte nur, daß Sie Ihre Frau besser kennen lernten, ich wollte Sie zwingen, ihr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Bitte, schenken Sie mir noch einen Augenblick, Sie haben Ihre Frau falsch beurtheilt; sie verehrte Sie, und thut es noch, wie ich gewiß weiß; sie erschien Ihnen vielleicht anmaßend, eifersüchtig, weil eine Frau in der ersten Zeit ihrer Verheirathung ihren Mann noch nicht recht zu behandeln versteht; später aber, glauben Sie mir, hätte sie Ihr Glück befördert. Sie würde nachsichtig für Ihre Schwächen geworden sein, sie Ihnen wegen Ihrer Vorzüge verzeihen, und sich Ihnen als die zärtlichste, innigste Freundin bewiesen haben. Glauben Sie mir; kehren Sie zu ihr zurück, und Sie werden mir bald für den Rath, den ich Ihnen jetzt gebe, dankbar sein.«

Jenneville sieht mich sehr kaltblütig an,

und sagt statt aller Antwort: »Lieber Freund, ich werde mein Landgut verkaufen.«

Er ist fort; nun ich that, was ich konnte. Er weist ein Glück von sich, dessen Nichterlangung mich zur Verzweiflung bringt. Mag er sich zu Grunde richten, mag er sich denn opfern für ein seiner Liebe unwürdiges Weib — um so schlimmer für ihn. Wie kann er sich weigern, in Augustinens Arme zurückzukehren; er verdient wahrhaftig nicht, glücklich zu sein. Doch bin ich selbst zu Grunde gerichtet — während ich darauf rechnete, meine dreißig Tausend Franks zu verdoppeln, und habe noch obenein in dieser Erwartung seit einiger Zeit viel Bedenken ausgegeben. Wenn es hoch kommt, bleiben mir noch achtzehn Hundert Livres Einkünfte. Wenn mein Vater wüßte, wie gut ich mein Vermögen verwaltet habe! Aber ich habe kein Ehrgeiz, keine eitlen Wünsche mehr, und so wird dieses bescheidne Einkommen mir genügen. Indeß, da ich weder von meinen Freunden borgen, noch abgeschabte Kleider tragen will, so muß ich wohl eingeschränkter und regelmäßiger leben. Ich bin eben darüber her, einen neuen Lebensplan zu entwerfen, als Dubois in das Zimmer hüpft. Ich erinnere mich, daß wir heut bei Vefour essen wollten, und reiche ihm daher seufzend die Hand mit den Worten: »Liebster

Dubois, ich kann Dich nicht mehr zum Essen führen, noch meine eigne Zeche bei Vefour bezahlen — zähle auf mich nicht mehr bei Vergnügungen — das ist vorbei, denn ich bin zu Grunde gerichtet.«

»Geh! Du scherzest.«

»Nein ich sagte Dir leider die Wahrheit; Blagnard ist mir mit dreißig Tausend Franks, die er mir verdoppelt wiedergeben sollte, durchgegangen.«

»Blagnard! und weißt Du nicht wohin? Ich verfolge ihn, ich werde ihn treffen — und wenn er Dir Dein Geld nicht wiedergiebt, so jage ich ihm meinen Degen durch den Leib.«

»Ich danke Dir; aber man würde einen Dieb zehnmal eher tödten, ehe man von ihm einen Sou, den er gestohlen, wieder herauslocken könnte. Ich muß resigniren, es bleiben mir achtzehn Hundert Franks Renten, und damit kann ich zur Noth leben — freilich aber nicht alle Tage für zehn Franks speisen.«

»Achtzehn Hundert Franks, und ein hübsches Gesicht! Wenn Du sonst wolltest, würde ich Dir bald eine reiche Wittwe verschaffen — eine gefühlvolle Frau von vierzig bis funfzig Jahren, die sich bemühen würde, Dir alle Genüsse des Lebens zu verschaffen, ohne daß es Dich einen Heller kosten dürfte.«

»Ich danke Dir; aber ich will mich lieber mit meinen achtzehn Hundert Franks zu behelfen suchen.«

»Dann mußt Du Dich mit der sentimentalen Grisette begnügen, welche, vorausgesetzt, daß ihr Liebhaber ein hübscher Mann sei, nur des Sonntags mit ihm spazieren gehen will, wobei man nichts verzehrt als eine Flasche Bier, und ein halb Dutzend Sprützkuchen, weil man ihr durch Liebe ersetzt, was man ihr an Lebensmitteln entzieht.«

»Ich will weder Grisetten noch Wittwen — ich will verständig werden, nur an Die denken, die ich nie vergessen kann.«

»Ei sieh doch! platonische Liebe! was kann es auch Besseres geben, wenn man nicht bei Gelde ist. Indessen wirst Du aber doch mit mir essen!«

»Ich habe Dir schon gesagt, warum ich nicht kann.«

»Ich sage Dir aber: Du mußt. Jetzt werde ich Dich frei halten; ich habe ein herrliches Geschäftchen mit Farinzucker gemacht, und an Commissions-Gebühren funfzig Louisd'or gewonnen, die ich nun mit Dir bis auf den letzten Sou verzehren will. Du hast mich oft genug frei gehalten jetzt ist die Reihe an mir.«

»Dubois, ich will nicht, daß —«

»Du willst nicht? — willst Du mich böse

machen? Hälst Du mich für einen Filz, für einen Jolivet? Du hast für mich bezahlt, als ich nichts hatte, jetzt thue ich es. Ich will mit Dir spazieren gehen, Dich amüsiren, Dich frei halten — vierzehn Tage lang.«

»Aber —«

»Aber wenn Du es ausschlägst, beleidigst Du mich, und mußt Dich mit mir schlagen — Du weißt, daß ich ein Hitzkopf bin.«

Ich nehme lachend Dubois Arm, er führt mich nach dem Palais Royal, er fordert von Allem das Beste, bestellt die theuersten Weine, und bezahlt vierzig Franks für unser Diner — auf die Art werden seine funfzig Louisd'or nicht lange anhalten.«

Siebentes Kapitel.

Ein Gespräch in der Dämmerung.

Mit achtzehn Hundert Franks kann man weder eine Wohnung für sechs Hundert Franks, noch eine eigne Bedienung halten; dies sah ich bald ein, und da ich gern meine Entschlüsse schnell ausführe, besonders wenn sie unangenehme Dinge betreffen, so habe ich sowohl meinem Wirth als meiner Bedienung gekündigt. Außerdem habe ich auch um nicht beständig an meinen ehemaligen Glanz erinnert zu werden, einen Theil meiner Meubles verkauft, um einige dringende Schulden zu tilgen, und gehe nun, um mir in der Charlot-Straße eine bescheidene Wohnung zu suchen. Im Marais sind die Wohnungen wohlfeiler, und außerdem sind die Charlot- uud Boucherat-Straße nicht weit von einander — ich werde alle Tage bei ihr vorübergehen. Ich sehne mich daher nicht nach meiner Wohnung zurück, und meine zwei kleinen Stuben im dritten Stock gefallen mir recht gut. Läge mir meine Liebe

nicht so am Herzen, so würde ich Blagnards Entweichung nicht so geduldig ertragen.

Dubois hat mir noch keinen freien Augenblick gegönnt, seit er mein Unglück kennt: er führt mich alle Tage in die ersten Gasthäuser der Stadt, und bewirthet mich wie ein Fürst. Ich mag ihn noch so sehr bitten, seiner Börse zu schonen, er behauptet: ich müsse im Wohlleben den Wechsel meines Glücks vergessen.

Er würde mir sogar eine Geliebte besorgen, wenn ich ihn gewähren ließe. Jolivet dagegen habe ich nur einmal gesehen, und als ich ihm von meinem Unglück benachrichtige, zählte er mir sogleich ein Dutzend Banquerots auf, in die er angeblich mit verwickelt wäre — vielleicht aus Furcht, ich möchte ihn um Geld ansprechen; dabei mußte ich so viel von unglücklichen Spekulationen, verfehlten Geschäften hören, daß am Ende die Reihe des Beklagens an mich kam. Hierauf erinnerte er sich daran, einen sehr eiligen Gang zu haben und wird mich wohl nie wieder besuchen, was mir auch recht lieb ist. — Was mich befremdet, ist das gänzliche Stillschweigen Madame Lucevals. Allerdings habe ich mit ihr gebrochen, habe ich ihr gesagt, ich wolle sie nicht wiedersehen — aber ich dachte, sie würde sich einige Mühe geben, mich zu besänftigen.

Wenn sie wüßte, wie ich mit Jenneville gesprochen, was ich Alles versucht, um ihn ihr wieder zuzuführen — aber das wird sie nie erfahren.

Seit zehn Tagen bewohne ich mein kleines Quartier in der Charlot-Straße und seit zwei Tagen hat mich Dubois allein essen lassen, denn seine funfzig Louisd'or sind weg, wie dies denn auch bei seiner Verschwendung kommen mußte. Deshalb ist er aber nicht trauriger, und sobald er wieder neue Mittel bekommt, geht das alte Leben wieder an. Dieser Dubois ist ein glücklicher Mensch, wenn Sorglosigkeit überhaupt ein Glück zu nennen ist.

Ich komme aus einem bescheidenen Gasthause, wo ich für meine zwei Franks recht gut gegessen habe und erstaunt darüber, daß man für so wenig Geld so gut essen kann, sage ich zu mir selber, daß, wenn es in Paris leicht ist, viel Geld durchzubringen, es eben so leicht ist, mit Wenigem recht angenehm zu leben; ein Vorzug, den nur große Städte haben. Ich überlege mir, wie reich ich noch wäre, wenn ich das Geld noch hätte, was ich unnützer Weise ausgegeben. Es ist erstaunlich, welche kluge Gedanken Widerwärtigkeiten des Schicksals in uns hervorrufen.

Ehe ich nach Hause gehe, mache ich noch einen Spaziergang in den türkischen Garten; meine Augen

spähen nach meiner Nachbarin, ohne sie jemals zu erblicken; dafür sehe ich dort immer die nämlichen Gesichter. Die alten Paare, die sich auf der Terasse Aller Augen aussetzen, die jungen Liebespärchen, die sich in den Bosquets verbergen, der sparsame Bürger, der mit Frau und Kindern, vier Stunden lang vor einer Flasche Bier sitzen bleibt, während neben ihm einige junge Laffen in zehn Minuten Kaffee, Punsch und Eis verzehrt haben; der herabgekommene Stammgast, der nach den Damen gafft, und wenn er bei der Comtoir-Dame vorbeigeht, nicht versäumt, mit einem höflichen Lächeln vor ihr den Hut abzunehmen; diese Familie, welche nur aus Damen bestehend, den ganzen Sommer hindurch hier lustwandelt und, dem Diogenes gleich, einen Mann zu suchen scheint, und diese alten Liebesleute, die einst schön waren, es noch zu sein sich einbilden und um es immer zu bleiben, sich von Jahr zu Jahr mehr herausputzen; diese funfzigjährige Frau, die immer ein kleines Kind an der Hand führt, um uns glauben zu machen, es sei das ihrige, und dieser Herr und diese Dame, welche den ganzen Abend, ohne ein Wort zu sprechen, mit einander spazierengehen, und diese großen Mädchen, die alle Vorübergehenden anglotzen, als wären sie beauftragt, ihr Signalement aufzunehmen, und unzählige andere

Originals, wie es deren immer gehabt hat und immer haben wird, und ohne welche öffentliche Oerter einen Theil ihres Reizes einbüßen würden, weil man dann weniger Stoff zur Satire hätte. Meine Tour durch den Garten ist bald gemacht und ich kehre, da ich nichts finde, was mich interessiren könnte, ruhig in meine Wohnung zurück. Mein Portier sitzt mit seiner ganzen Familie vor der Hausthür, nach der Gewohnheit der Portiers des Marais, wodurch dieses ein patriarchalisches, ländliches Ansehen gewinnt. Uebrigens hat mein Portier, weil er mich bedient, viel Aufmerksamkeit für mich und wie er mich von Weitem sieht, ruft er mir zu: »Mein Herr, ich habe einen Brief an Sie; ich hole ihn sogleich.«

Ein Brief! wahrscheinlich von Ninie; ich habe sie seit dem Ball in Auteuil nicht wieder gesehen und ich wunderte mich, daß sie mir seitdem weder geschrieben, noch mich besucht hat. Vielleicht ist er auch von meinem Vater — er mag böse auf mich sein. Ich folge dem Portier in seine Loge. Er giebt mir den Brief, indem er mir zeigt, daß er in mein früheres Quartier adressirt, und von dort hierher gesandt worden sei. Ich nehme den Brief, betrachte die Schriftzüge und sehe, daß er weder von meinem Vater, noch von Ninie ist; gewiß aber,

von einer Dame, denn die haben immer eine besondre Art, ihre Billets zusammenzulegen und zu siegeln. Ich öffne den Brief und meine Augen heften sich sogleich an die Unterschrift! Wäre es möglich! sie .... Augustine schreibt mir. Ja, es steht Augustine darunter und diese reizenden Schriftzüge sind die ihrigen! Laßt mich schnell lesen:

»Ich höre so eben, welch ein Unglück Sie in Folge des Banquerotes jenes Menschen, der Sie so wie Jenneville betrog, betroffen hat. Sie wollten mich nicht wiedersehen und ich habe Ihren Entschluß achten müssen; aber ein solches Ereigniß giebt mir die Erlaubniß, mich Ihnen zu nähern. Bedürfen Sie denn Ihrer Freundin nicht? Trotz Ihrer Empfindlichkeit gegen mich, hoffte ich, Sie würden an der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft nicht zweifeln. Ich will, daß Sie selbst mir über Ihre Lage beruhigende Auskunft geben; oder sollten Sie nicht diese letzte Gefälligkeit für mich haben?«

»Augustine.«

Ich küsse diesen Brief tausendmal, ich breche in unzählige Jubelrufe aus und denke nicht daran, daß mein Portier mit dem Lichte in der Hand vor mir steht und mich mit neugierigen Blicken ansieht. Aber von welchem Datum ist denn der Brief? —

Ich mache ihn nochmals auf. Wie! dieser Brief ist von vorgestern und ich bekomme ihn erst heut? »Habt Ihr denn diesen Brief zwei Tage lang in der Loge behalten?«

»Ich, mein Herr? warum nicht gar! er ist erst seit heut Morgen hier. Aber der Herr gingen so rasch fort, daß ich nicht Zeit hatte, Sie aufzuhalten; und da dachte ich, so wird er ihn heut Abend bekommen, das bleibt sich gleich.«

Das bleibt sich gleich! und ich konnte seit heut früh glücklich bei ihr sein! Aber es ist erst zehn Uhr, ich kann sie diesen Abend noch besuchen. Ja, seit langer Zeit thue ich mir Gewalt an, um der Sehnsucht nach ihr zu widerstehen. Künftig werde ich kein solcher Thor mehr sein! Da ich mich des Glückes beraubend, demohnerachtet von meiner Liebe nicht geheilt bin, so will ich sie jetzt sehen, so oft bei ihr sein, als sie es mir erlaubt — aber nie nie will ich ein Wort von Liebe mit ihr reden. Während ich diesen neuen Lebensplan entwerfe, habe ich den kurzen Weg bis zu Augustinens Wohnung zurückgelegt. Ich bin bei ihr; ihre Magd hat mir geöffnet und ruft bei meinem Anblick aus: »Ach, mein Herr, wie lange haben Sie sich nicht sehen lassen.«

Das gute Mädchen; ihr ist es aufgefallen.

Ich drücke ihr die Hand; sie eilt mir die Salon-Thüre zu öffnen. Ob sie sich wohl so beeilt, weil sie glaubt, meine Gegenwart werde ihrer Herrschaft angenehm sein? Sie sagt: »Madame, hier ist Herr Deligny;« ich trete ein und sie macht die Thüre hinter mir zu.

Der Salon ist so groß, daß die einzige auf dem Kamin stehende Lampe das Zimmer nur schwach erleuchtet. Das Wetter ist herrlich, der schöne Mondschein giebt diesem Abende etwas Feierliches. Augustine sitzt, den Kopf in die Hand gestützt, vor dem offenen Fenster. Sie hat sich bei meinem Eintritt nicht gerührt, die Anmeldung ihrer Magd vielleicht nicht gehört, und glaubt sich deshalb noch allein. Ich bleibe mitten im Salon unbeweglich stehen. Ich bin so glücklich darüber, wieder in ihrer Nähe zu sein, daß ich kaum zu athmen wage; ich glaube eine Erscheinung zu sehen, die bei dem kleinsten Geräusch verschwinden könnte.

Woran denkt sie in diesem Augenblicke? Könnte man doch in der Seele derer lesen, die man liebt! Aber nein, ich glaube, es ist besser, daß man diese Kunst nicht versteht. Aber sie fährt mit dem Taschentuch an die Augen — trocknet sie — sie weint! — Ach! sie denkt an ihren Mann! — Wider Willen mache ich eine Bewegung, die sie erschreckt.

»Ach! mein Gott! wer ist denn da?«

»Ich bin es, Madame.«

»Herr Deligny, Sie!«

»Ja, Ihre Magd hatte mich angemeldet, aber Sie haben es nicht gehört.«

»Und Sie blieben stehen ohne mich anzureden?«

»Ich sah sie und war daher glücklich genug.«

»Und doch mußte ich Ihnen erst schreiben. — Aber Sie sind da, und ich bin so zufrieden, daß ich Sie wiedersehe.«

Sie reicht mir die Hand, ich drücke sie zärtlich und setze mich dann neben sie an das Fenster. Wir sind vom Lichte entfernt, aber es scheint mir, als gäbe der Schatten, der uns einhüllt, unserm Wiedersehen noch mehr Reiz.

»Ich habe Sie so lange nicht gesehen! Ich hatte mich an Ihre Besuche so gewöhnt, daß mir die Abende sehr lang erschienen! —«

»Ja, man gewöhnt sich an Alles.«

»An Alles! aber es war mir ein Vergnügen und ich glaubte, Sie davon überzeugt zu haben?«

»Gewiß Madame, ich habe mich Ihrer Aufnahme nur zu rühmen gehabt. Aber mein Gott! wir gerathen da in einen so förmlichen Ton — ich wagte zu hoffen, daß Sie noch dieselbe Güte für mich haben würden.«

»Gewiß; ich bin noch dieselbe. Aber reden Sie mir doch von Ihren Angelegenheiten — Sie sind das Opfer eines Spitzbuben geworden!«

»Ja, Madame; das ist aber eine sehr alltägliche Geschichte. Uebrigens hätte ich diesem am wenigsten trauen dürfen, denn er hatte Alles, was den Intrigant bezeichnet. Er war unverschämt, geschwätzig, sehr absprechend im Gespräch und von affektirtem Benehmen; — kurz Alles deutete auf einen Mann, der Andere zu hintergehen sucht.«

»Und Sie ließen sich hintergehen?«

»Mein Gott auch! diese stete, übergroße Vorsicht wird langweilig, am Ende überläßt man sich gerne dem Zufall. Ich wollte die begangenen Thorheiten wieder gut machen, wollte schnell reich werden —«

»Hat er Sie um Vieles gebracht?«

»Um dreißig Tausend Franks.«

»Und glauben Sie nicht, diesem Menschen einmal auf die Spur zu kommen?«

»Das ist wohl möglich, aber ihm etwas abzulocken — nein! Die Banqueroutiers fangen ihre Sache immer so geschickt an, daß sie eher von ihren Gläubigern etwas zu bekommen haben.«

»Und genirt Sie dieser Verlust nicht? Verzeihen Sie mir diese Frage — als Freundin habe ich ein

Recht dazu. — Ich weiß, daß Sie Ihren Vater nicht um Unterstützung ansprechen möchten.«

»O nein, ich denke im Gegentheile dieses Ereigniß vor ihm zu verbergen. Aber Dank dem Himmel! ich bin nicht ganz und gar ruinirt; es bleibt mir noch so viel übrig, um davon leben zu können und da ich keinen Ehrgeiz mehr habe und auf eine Veränderung meiner Lage nicht hoffen kann — so habe ich an achtzehnhundert Franks Einkünften grade genug. Doch bin ich deshalb für die mir bewiesene Theilnahme nicht unempfindlicher, sondern muß im Gegentheil mich meines Unglücks freuen, da es mir diesen Brief von Ihnen eingetragen hat. Ohne dies Ereigniß hätten Sie mir wahrscheinlich nie eine Nachricht zukommen lassen.«

»Aber Sie wollten mich ja selbst nicht wiedersehen — durfte ich Sie zwingen?«

»Ja, es ist wahr, ich wollte Sie nicht mehr sehen — oder ich sagte vielmehr so in einem Augenblicke des Mißmuthes. Aber seitdem habe ich meine Thorheit hinlänglich eingesehen und werde mich künftig nicht mehr selbst des Glückes berauben, in Ihrer Gesellschaft zu sein, wenn Sie nämlich wie früher meine Besuche annehmen wollen.«

»Gewiß; ich habe keine Ursache, sie zurückzuweisen.«

Augustine giebt mir diese Antwort in einem ganz eigenen Tone; in ihrem Benehmen, ihrer Stimme merkt man eine gewisse Verlegenheit an. Es kommt mir vor, als ließe sie sich nicht mehr so gehen, wie früher. Wenn ich nur in ihren Zügen lesen könnte, aber wir sitzen im Schatten und so kann ich den Ausdruck ihrer Augen nicht erforschen. Wir beobachten Beide ein langes Stillschweigen; und doch habe ich ihr so Vieles zu sagen — aber ich kann das rechte Wort nicht finden. Es scheint ihr ebenso zu gehen, doch kann sie nicht so verwirrt sein, als ich.

»Woher wußten Sie, daß ich bei Blagnard's Banquerot interessirt sei?«

»Ich hörte erst von Julietten, daß Jenneville viel dabei verlöre; — ein Verwandter von ihr verliert auch dabei — und sie sagte mir dann, daß Sie sich auch unter der Zahl der Gläubiger befänden, aber mit einer geringeren Summe, als Jenneville.«

»Ja, Ihr Mann verliert achtzig Tausend Franks.«

»Wenn er nur durch diesen Verlust klüger würde.«

»Ich glaube kaum, diese Frau von Rémonde wird ihn zu einer Thorheit verleiten — ich fürchte, sie sucht ihn unter der Maske der Uneigennützigkeit zu ruiniren.«

»Nun, wenn er es so haben will! Er kann mit seinem Vermögen machen, was er will.«

»Wenn er meinen Rath hätte achten wollen.«

»Sie haben ihn also noch vor Kurzem gesehen.«

»Er selbst benachrichtigte mich von Blagnards Flucht. Er war wüthend, um so mehr als er grade Geld haben mußte und zwar weil Frau von Rémonde einen Prozeß verloren hatte. — Aber entschuldigen Sie, ich sollte Ihnen so etwas vielleicht nicht sagen; da Sie jedoch gern wissen, was Ihr Mann macht —«

»O! was Sie mir da sagen, überrascht mich nicht; ich habe es längst vorausgesehen. Ich habe diese Frau von Rémonde richtig beurtheilt, denn die Frauen täuschen sich selten in ihren Urtheilen über einander. Diese Herminie wird Jennevillen gewiß ruiniren.«

»Sie sagen das mit solcher Ruhe —«

»Was man nicht ändern kann, muß man mit Geduld tragen.«

»Wenn ihn diese Frau wenigstens liebte! Ich begreife es, daß man einer Person, deren Liebe uns nicht zweifelhaft ist, Opfer bringt —«

»Woraus schließen Sie denn, daß sie ihn nicht liebt?«

»Weil ich es weiß.«

»Sie wissen es; hat sie es Ihnen selbst gesagt?«

»Das nicht; aber ich sah, daß man sie sehr leicht zu einer Untreue an Jenneville verleiten könnte.«

»Ach ich verstehe — Sie haben ihre Eroberung gemacht.«

»Eine solche Eroberung ist nicht schmeichelhaft; diese Koketten haben immer eine Schwäche für die Männer, die ihnen die wenigste Artigkeit beweisen. Sie möchten sie gerne zum Anerkenntniß ihrer Reize zwingen.«

»Und Frau von Rémonde hat auch Sie zu diesem Anerkenntniß gezwungen?«

»Nein, ich werde mich in diese Frau niemals verlieben. Jedoch, wie ich Jenneville's Verblendung sah, sagte ich mir, daß das beste Mittel, ihn zur Einsicht zu bringen, wäre — ihm seine Geliebte zu entführen.«

»Ei mein Gott, es werden sich genug darum bemühen, ohne daß ihm deshalb die Augen aufgehen werden. Diese Frau mag die Kunst zu täuschen gut verstehen, es ist ihr Handwerk. Wenn er nichts mehr haben wird, wird sie sich schon in ihrer wahren Gestalt zeigen; ich halte es darum nicht für so

nöthig, daß Sie sich für Ihren Freund opfern. Jedoch will ich Ihnen nicht etwa eine Eroberung verleiden, die einigen Reiz für Sie haben könnte.«

»Nicht den geringsten, ich schwöre es Ihnen, und wenn ich Ihnen dies Geständniß ablegte, so geschah dies nur, weil ich bedauerte, Ihren Mann von dieser Frau umstrickt zu sehen.«

»Lassen wir Frau von Rémonde — ich habe mich nur schon allzuviel mit ihr beschäftigt. — Ist es wahr, daß Sie Ihre Wohnung im Faubourg Poisonnière aufgegeben?«

»Ja Madame.«

»Ich erfuhr es auch von Julietten .... sie ist so gut! Da ich Ihnen schon vor zwei Tagen geschrieben hatte und Sie bis jetzt nicht sah, so fürchtete ich, mein Brief sei Ihnen nicht zugestellt worden und da Juliette diesen Morgen bei Ihnen vorbeigehen mußte, so bat ich sie, sich nach Ihnen zu erkundigen.«

»Ich erhielt erst diesen Abend Ihren Brief — Sie sehen, daß ich nicht Zeit hatte, darauf zu antworten.«

»Und wo wohnen Sie jetzt?«

»Neben an in der Charlot-Straße; ich bin Ihr Nachbar.«

»Das ist hübsch, daß Sie in das Marais gezogen sind; das ist ein Anfang der Reformation.«

»Ich bin nicht blos deshalb hierher gezogen — ich glaubte Sie einmal zu begegnen — aber wie es scheint, gehen Sie gar nicht aus. Da ich weiß, daß Sie eine Besitzung in Lucienne haben, dachte ich schon, Sie wären dort.«

»Ich sollte eigentlich dort sein — die Jahreszeit ist so schön. Ich weiß nicht, was mich zurückgehalten hat; seit Sie nicht mehr zu mir kamen, und das ist beinahe einen Monat her — bin ich fast nicht aus der Stube gekommen. Sie haben sich aber doch recht gut amüsirt?«

»Amüsirt! o nein — aber ich bin hie und da gewesen. Dubois ist nicht von mir gewichen. Ein guter Kauz; seit meinem Banquerote hat er mir unzählige Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben.«

»Das ist hübsch und entschuldigt seine Fehler, denn ich glaube, er ist ein wenig leichtsinnig — er läuft allen Weibern nach.«

»Ja, er sagt, man muß Alle lieben, um nicht Eine allzusehr zu lieben. Er könnte wohl Recht haben.«

»Ei! denken Sie jetzt auch so! Dubois Gesellschaft zeigt Ihnen jetzt manche Dinge in einem andern Lichte, als früher.«

»Wenn dem so wäre, so könnte ich mir vielleicht gratuliren.«

Sie antwortet nichts, steht auf und legt sich an's Fenster. Ich mache es eben so und wir sehen einige Minuten in den Mond. Aber nicht der Mond beschäftigt mich, ich denke über die Veränderung nach, die ich in Augustinens Betragen bemerke; ich finde sie nicht mehr so heiter, nicht so aufgeräumt in ihrer Unterhaltung mit mir. Was hat sie denn? was geht in ihrem Herzen vor? Durch meine seltsame Laune fühle ich, daß, je mehr ihre Melancholie zunimmt, die meinige verschwindet, und eine mir unbegreifliche Ruhe sich meiner bemächtigt. — Auf einmal kann ich mich eines lauten Lachens nicht enthalten, so daß Augustine ausruft: »Worüber lachen Sie denn?«

»Weil ich denke, daß mir seit einer Viertelstunde, ohne ein Wort zu sprechen, in den Mond gucken.«

»Mein Gott, wie lustig Sie jetzt sind.«

»Das thut die Freude, wieder bei Ihnen zu sein.«

»Das machte Sie vormals nicht so lustig — doch wünsche ich Ihnen Glück zu dieser Veränderung — es zeigt, daß Sie keinen Verdruß mehr haben.«

Ich gebe hierauf keine Antwort. In die Straße hinabsehend, kommt es mir vor, als stünde ein Mann vor dem Hause, der uns starr ansieht. Ja,

ja, es ist so, es ist Jemand unten; ich beobachte ihn schon die längste Zeit; er geht langsam auf und ab, entfernt sich aber niemals weit von der Wohnung der Madame Luceval.

Augustine hat dieselbe Beobachtung gemacht, denn sie sagt: »Man sollte denken, unten in der Straße beobachtet uns Jemand.«

»Ich bemerke es auch schon.«

»Vielleicht eine Ihrer Schönen, die darüber ungeduldig ist, Sie so lange bei mir zu sehen.«

»Es ist nur keine Frau, sondern ein Mann und soviel ich sehe, ein sehr übelgekleideter. Wahrscheinlich prominirt er nicht unserthalben hier, sondern hat irgend ein Rendez-vous.«

»Ich denke es auch, aber da wir von Rendez-vous sprechen, was haben Sie denn mit Ninie angefangen.«

»Nichts; ich habe Sie seit dem Ball in Auteuil nicht wieder gesehen, obwohl sie mir mehrmals geschrieben hat, wahrscheinlich um über ihren Adolph zu sprechen. Die arme Kleine, sie erschrack so sehr bei seinem Anblick, und fürchtete einen Auftritt, obwohl er gar nicht an sie dachte. Ich muß mich einmal erkundigen, was sie macht.«

»Hat sie jetzt keinen andern Liebhaber.«

»Ich weiß es nicht, glaube es aber nicht. Ninie

ist wirklich fleißig, ordentlich und ohne die Rathschläge einer Bekannten, wäre sie auch tugendhaft geblieben.«

»O ja! tugendhaft wie alle diese Mädchen.«

Augustine war früher nachsichtiger, könnte ich nur in ihren Blicken lesen. Jetzt fällt grade ein Strahl des Mondes auf ihr Gesicht, und ich benutze ihn, um sie anzusehen, aber als sie bemerkt, das mein Auge an dem Ihrigen haftet, zieht sie sich vom Fenster in den Schatten zurück. — Es schlägt zwölf Uhr.

»Zwölf Uhr!« ruft Augustine.

»Wie die Zeit in Ihrer Gesellschaft vergeht.«

»Sie sind nur zu spät gekommen; aber ich dachte auch nicht, daß es schon zwölf Uhr wäre. Sie müssen jetzt gehen — was wird man im Hause denken? Gehen Sie, gehen Sie schnell; ich bin nur froh, daß Sie in der Nähe wohnen, denn dieser Mann unten macht mir bange.«

»Ei, er ist ja nicht mehr da. Leben Sie wohl Madame, Sie erlauben mir doch, Sie wieder zu besuchen«.

»Gewiß, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Leben Sie wohl Herr Deligny, und eilen Sie, ich werde Ihnen mit den Augen folgen.«

Welche schöne Theilnahme? Ich habe sie nie so zärtlich um mich gesehen. Ich nehme Abschied

von ihr, und von der Straße aus sehe ich, daß sie noch am Fenster ist. Auch glaube ich jenen Mann, den wir bereits beobachtet haben, in der Dämmerung zu bemerken; aber ohne weiter darauf zu achten, komme ich ohne Unfall nach Hause. Ich kann nicht aussprechen, welche Gedanken mir durch den Kopf gehen, aber ich fühle, daß ich nie so glücklich gewesen bin.

Achtes Kapitel.

Mein Vater in Paris. — Sonderbare Lage.

Am Morgen des folgenden Tages kehrte ich zu Augustinen zurück; vergnügt darüber, daß ich die früheren Gewohnheiten wieder annehmen darf. Sie empfängt mich so freundlich, ihre Unterhaltung hat so viel Reiz; aber Alles bestättigt meine ersten Beobachtungen — sie läßt sich weniger gehen, sie erscheint weniger ungezwungen mit mir als früher. Ihre Augen haften nicht mehr so freundlich wie früher auf mir, wenn ich spreche und wenn sich unsere Blicke begegnen, wendet sie schnell den Kopf hinweg; sie ist oft zerstreut, träumerisch, und wenn ich sie deshalb zur Rede stelle, versucht sie zu lachen, lustig zu sein, obwohl man leicht erkennt, daß diese Lustigkeit erzwungen ist.

Treu dem mir vorgezeichneten Plane, habe ich noch kein Wort von Liebe mit ihr gesprochen, und obwohl es manchmal scheint, als suche sie absichtlich das Gespräch auf dieses Kapitel zu leiten, so nehme

ich mich doch in Acht darauf einzugehen, und spreche sogleich von gleichgültigen Dingen, bemerke aber dann Spuren von Ungeduld oder Verdruß in ihren Zügen. Das weibliche Herz ist so launenhaft, daß ich darüber nicht erstaunen würde, wenn sie doch, trotz ihrer Abneigung mich zu lieben, meine Gleichgültigkeit mit Verdruß aufnähme. Doch ein so eitles Gefühl ist an ihrer Melancholie wohl nicht Schuld, und manchmal schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß endlich — aber nein; keine thörichte Hoffnung, eine neue Täuschung wäre zu grausam.

Eben so bemerke ich, daß sie nicht mehr von ihrem Manne mit mir spricht, sondern wenn ich seinen Namen nenne oder etwas, was ihn betrifft, erzählen will, das Gespräch fallen läßt. Also dieser Neuigkeiten wegen empfängt sie mich nicht mehr — um meiner selbst willen, gestattet sie meinen täglichen Besuch. Ich denke diese Ueberzeugung ist kein Ergebniß meiner Eigenliebe. Ihre alte Freundin, Madame Dermont lebt des Sommers auf einem ihrer Landgüter, wo Augustine sie zu besuchen versprochen hat. Ich zittre bei dem Gedanken, daß sie ihr Versprechen erfüllen könnte, aber sie scheint nicht daran zu denken.

Juliette besucht sie oft, und treffe ich mit

ihr zusammen, so bezeugt sie mir viel Freundschaft. Sie ist lustig, liebenswürdig, zum Lachen aufgelegt, und ich bemerke, daß sie anstatt über Augustinens Melancholie unruhig zu werden, sich oft über sie lustig macht, wenn sie sie zerstreut oder nachdenkend findet; in lautes Lachen ausbricht, wenn sie seufzt und um so mehr lacht, je mehr sie sich darüber ereifert.

Eines Morgens, als ich bei meinem Besuche Madame Luceval ernster als gewöhnlich finde, kommt Juliette dazu. Sie hat Briefe von Madame Dermond empfangen, die Augustinen sehnlichst auf ihrem Landgute erwartet.

»Nun,« sagt sie lachend: »was soll ich antworten.«

»Was Du willst,« antwortet Augustine verdrießlich; »wie es scheint, wünschest Du ja meine Abreise von Paris recht sehr.«

»Nein, aber ich wundre mich, daß Du nicht auf Dein eignes Landgut gehst.«

»Mein Gott, ich will es ja — aber habe ich denn nicht noch immer Zeit dazu?«

»Der Juni ist bereits zu Ende, und sonst warst Du so gern dort.«

»Ich werde immer gern dort sein — aber es ist jetzt noch nicht schattig genug.«

»Ach so, daran hatte ich nicht gedacht. Soll ich Madame Dermont antworten, daß Du kommen würdest, wenn die Lauben schattiger sein würden?«

»Juliette, wie Du auch bist, ich weiß nicht womit ich es verdient, daß Du seit einiger Zeit nur darauf ausgehst, mich zu kränken?«

Bei diesen Worten hält Augustine ihr Taschentuch vor die Augen, und schluchzt laut. Sie weint, weint so heftig über einen Scherz ihrer Freundin; das ist mir unbegreiflich. Juliette eilt zu ihr, um sie zu umarmen, aber Augustine steht auf und verläßt, wahrscheinlich sich ihrer Thränen schämend, den Salon, um sich in ihrem Zimmer einzuschließen. Mit Julietten allein bleibend, sage ich zu ihr: »Begreifen Sie die Ursache ihres Schmerzes?«

»Ach ja — ich glaube sie zu ahnden, und versichere Sie, daß ich sie lieber in diesem Zustande sehen will, als in ihrer früheren Stimmung.«

»Doch war sie sonst heiterer.«

»Ja Ihnen, der Welt gegenüber — aber allein mit sich selbst beschäftigte sie sich nur mit ihrem Gatten, bekümmerte sie sich um alle seine Handlungen — kurz liebte ihn. Das that mir weh, wie ich offen gestehe. Wenn ein Mann sich unwürdig

benimmt, wie Jenneville, wenn er eine junge Frau verlassen kann, deren einziger Fehler darin besteht, daß sie ihn zu sehr liebt, und ihm dieses zu oft sagt, so verdient er keine einzige Rückerrinnerung.«

»Ach, Sie haben ganz Recht — und Sie glauben Madame Luceval beschäftige sich jetzt weniger mit ihrem Gatten?«

»Ich denke, das ist ziemlich augenscheinlich.«

»Aber sich erzürnen, wegen eines Wortes, welches Sie im Scherze sagen, zu weinen.« —

»Ich that vielleicht Unrecht — aber an manchen Tagen haben die Frauen einen eignen Hang zum Weinen, und ich glaube bei Augustinen war heut dieser Zeitpunkt eingetreten. Uebrigens kenne ich ihr Herz, und werde Frieden mit ihr machen. Adieu Herr Deligny, kommen sie heut Abend wieder, und ich stehe Ihnen dafür, daß sie nicht weinen wird.«

Bei diesen Worten lächelt mir Juliette zu, und sucht hierauf ihre Freundin auf, während ich die Wohnung Madame Lucevals verlasse, über das Gehörte nachdenkend, noch nicht sicher genug, um auf eine Belohnung meiner Treue zu hoffen, aber doch schon glücklich über das, was ich gesehen. Da aber die Männer ihr Theil Koketterie eben so gut haben, als die Frauen, und Augu-

stine, seitdem ich nicht mehr von Liebe zu ihr spreche, ihr Möglichstes zu thun scheint, um zu wissen, ob ich solche noch für sie fühle — so werde ich es ihr nicht gestehen, bevor ich nicht gewiß sein kann, daß sie mich gleichfalls liebt. Ich kehre nach Hause zurück, woselbst mir der Portier einen Brief übergiebt, indem er mir sehr freundlich sagt: »diesen hier habe ich erst heut morgen erhalten, kann ich Sie versichern.«

»Doch scheint er dem Stempel nach, schon gestern in Paris angekommen zu sein.«

»Ach mein Herr, er ist auch in Ihr altes Quartier geschickt worden, was immer Aufhaltungen verursacht.«

Ich habe die Hand meines Vaters erkannt und gehe in mein Zimmer um seinen Brief zu lesen, zum großen Aerger des Portiers, welcher stehen blieb, wahrscheinlich um zu sehen, ob dieser Brief den nämlichen Eindruck auf mich machen würde, als der, den er mir letzthin übergeben. Ich denke mein Vater wird böse darüber sein, daß ich ihn noch immer nicht besucht habe. Ich habe es niemals so weit hinausgeschoben. Aber wie könnte ich mich jetzt zu einer Entfernung von Augustinen entschließen, wäre es auch nur auf drei Tage — jetzt, wo sie, wie es scheint, nur meinethalben in Paris bleibt.

Ich öffne kaltblütig den Brief meines Vaters, verliere aber diese Kaltblütigkeit nach Lesung der ersten Zeilen — denn mein Vater kommt nach Paris! Mein Gott! — Doch lesen wir weiter: »Lieber Sohn, da Du nicht Zeit hast mich zu besuchen, da Deine vielen Geschäfte, Deine glänzenden Unternehmungen Deine ganze Zeit in Anspruch nehmen, so werde ich auf ein Paar Tage nach Paris kommen, um mich an dem Anblicke Deines Glücks, Deiner Wohlhabenheit zu freuen. Ich wollte Dich zwar überraschen, aber da ich Euer schönes Paris, wo ich überhaupt nur zweimal, das letzte Mal vor zwanzig Jahren — gewesen bin, zu wenig kenne, so will ich Dich lieber gleich beim Aussteigen aus dem Wagen sehen. Mache mir daher das Vergnügen, mich im Hofe, wo die Diligencen halten, zu erwarten; unser Wagen kommt Abends fünf Uhr in Paris an, und ich werde einen Tag später als mein Brief kommen.«

Einen Tag später als sein Brief! und dieser ist schon gestern gekommen, daher mein Vater heut um fünf Uhr da sein wird. Um sich am Anblick meiner Wohlhabenheit zu freuen — um die glänzende Rolle, die ich in Paris spiele, zu bewundern. Armer Vater, wenn er den Ausgang, den die Spekulationen seines Sohnes genommen haben, erfahren,

wenn er wissen wird, daß meine zahlreichen Geschäfte mich in ein kleines Logis im dritten Stock im Marais gebracht haben, daß ich keinen Bedienten mehr habe, nichts was Wohlhabenheit anzeigen könnte. Mein Gott, was wird er sagen? Soll er denn die Wahrheit wissen, muß er denn erfahren, daß sein Sohn beinahe zu Grunde gerichtet ist? Armer Vater! soll ich ihm denn Alles sagen, wenn er nach Paris kommt, um sich zu amüsiren, um sich zu erholen. Wie würde ihn das freuen, wenn er wüßte, daß ich in weniger als sieben Jahren um beinahe zehn Tausend Franks jährlich ärmer geworden! Nein ich muß ihm meine Lage durchaus verbergen — aber wie?

Ich gehe mit großen Schritten in meiner kleinen Stube auf und ab, blicke um mich her, untersuche meine Wohnung, mit mehr Aufmerksamkeit als sonst, ordne meine Meubles mit größerer Sorgfalt, staube ab, stelle die Stühle bald so, bald so — aber ich mag thun was ich will, meine Wohnung, wird darum weder schöner noch geräumiger, und mein Vater, der ein ganzes Haus für sich allein hat, wird sich in meinen beiden Stübchen weder drehen noch wenden können. Auch liegen sie zum Theil schon unterm Dache, woran ich früher selbst nicht dachte, da ich am Fenster nur an die Bouche-

rat-Straße dachte. Es ist sehr übel; mein Vater ist gewiß herzensgut, aber das ist ein Grund mehr, ihm keinen Kummer zu machen, und den bekommt er, wenn er hört, daß sein Sohn, den er für so verständig gehalten, mit seinem Vermögen so schlecht gewirthschaftet hat. Und dann wird er mich aus Paris wegbringen wollen, nach seinem kleinen Neste, um dort Sparsamkeit zu lernen. Und Paris will ich nicht verlassen. Eine Dachwohnung, aber Augustinen täglich sehen — mehr verlange ich nicht. Aber mein Vater wird darauf nicht hören — er wird mir von Heirathen sprechen, worüber er schon einige Worte fallen ließ, und wenn ich ihm sage, daß ich in eine reiche Frau verliebt bin, wird er sagen, heirathe sie. Sie heirathen, das ist durchaus unmöglich, selbst wenn wir alle Beide den Willen dazu hätten. Um allen diesen Verdruß zu vermeiden, um die Vorwürfe meines Vaters nicht anzuhören zu dürfen, muß ich durchaus ein Mittel entdecken, wodurch er über meine Lage getäuscht wird.

Ich sehe nach der Uhr, es ist noch nicht Eins, und um fünf wird er erst kommen, es bleiben mir also noch vier Stunden übrig, und in Paris kann man in vier Stunden manche Matamorphose zu Stande bringen. Ich nehme ein Kabriolet, und lasse

mich zu Dubois fahren. Als ich ihn das letzte Mal sah, sagte er mir, daß er auf der Lombarder-Straße wohne, wenn er nur noch dort wohnte. Ich habe ihn seit mehren Tagen nicht gesehn, und er allein kann mich jetzt aus meiner Verlegenheit reißen. Ich treibe meinen Kutscher, und wir kommen endlich hin. Ich schicke mein Kabriolet zurück, und trete in ein Haus, welches wohl schon zu König Johanns Zeiten gebaut sein muß. Ich erblicke eine Portiersfrau, die eben so alt als das Haus zu sein scheint, und frage nach Dubois.

»Er ist zu Hause mein Herr, im zweiten Stock hinten hinaus.«

Ich steige schnell hinauf und klopfe bei Dubois an.

Man öffnet mir nicht — klopfen wir noch einmal.

Die Portiersfrau weiß vielleicht nicht, daß er ausgegangen ist; oder liegt er vielleicht grade in den Armen der Liebe, und mag deshalb nicht öffnen? Ich ereifere mich darüber, werde aber einen solchen Lärm machen, daß er schon antworten wird. Ach! ich höre schon Jemanden kommen und erkenne Dubois Stimme, welcher ruft: »Einen Augenblick nur, hats denn solche Eile; wer ist denn da?«

»Ich bin's, Paul; öffne doch.«

»Du, mein theurer Freund?«

Nach diesen Worten öffnete Dubois die Thüre und zeigt sich vor mir im bloßem Hemde.

»Wie Faullenzer — Du lagst noch im Bette.«

»Ja mein Freund.«

»Um ein Uhr des Mittags noch zu schlafen.«

»Ach! das ist mir sehr gleichgültig.«

Bei diesen Worten geht Dubois in die Stube zurück, und legt sich wieder nieder.

»Dubois, bist Du des Teufels — Du legst Dich wieder! bist Du denn krank?«

»Nein, ich bin im Gegentheil wohlauf.«

»Und legst Dich um ein Uhr noch einmal nieder.«

»Ich muß wohl — aber sag einmal, hast Du die Thüre zugemacht.«

»Ja, ja, die Thüre ist zu, aber ich bitte Dich Dubois stehe auf, ich bedarf Deines Beistandes, um mich aus einer Verlegenheit zu ziehen, und die Zeit drängt.«

»Mein Freund, ich würde selbst sehr gern aufstehen — denkst Du denn, ich möchte zu meinem Vergnügen den ganzen Tag im Bette zubringen — da ich Tausend Gänge zu machen habe — zehn Rendez-vous für diesen Morgen und unter andern eines mit einer kleinen Spitzenklöpflerin! Ach! hätte ich doch nie etwas davon verrathen.«

»Nun so laß das Scherzen und kleide Dich an, ich bitte Dich recht sehr.«

»Aber liebster Freund, wie soll ich mich denn anziehen — ich habe ja keine Hosen.«

»Keine Hosen.«

»Oder keine Beinkleider, wenn es so feiner klingt.«

»Du hast keine Bekleinder?«

»Nein.«

»Wenn Du keine Sommerbeinkleider da hast, so nimm Winterbeinkleider.«

»Fürs Erste habe ich nicht die Gewohnheit, meine Wintersachen im Sommer bei mir zu behalten, aus Furcht, daß sie die Motten fressen, aber wenn ich nur eine Winterhose hätte, ich würde sie anziehen, und wenn ich auch in der Wolle braten müßte.«

»Aber Du bist doch gestern nicht ohne Hosen zu Hause gekommen?«

»Gewiß nicht; gestern hatte ich ein Paar sehr schöne gestreifte Beinkleider, die mir wie angegossen saßen, und außerdem noch drei andre, dort in der ehrwürdigen Komode.«

»Man hat Dich also diese Nacht bestohlen?«

»Ha, ha, ha; das ist eine Geschichte zum Todtlachen.«

»Ist es Dir lächerlich, keine Hosen zu haben?«

»Nun, wenn man so schön gewachsen ist, wie ich, so könnte man nur dabei gewinnen, und ich wette, wenn man meine Lage wüßte, würde ich diesen Morgen gar manchen Damenbesuch bekommen.«

»Dubois, ich bin sehr eilig, mach' es kurz.«

»So höre denn. Gestern Abend gegen eilf Uhr, empfing ich den Besuch einer gefühlvollen Frau, Nätherin ihres Standes. Besagte gefühlvolle Frau gedachte die Nacht in meiner Einsiedelei zuzubringen, während man glaubte, sie würde sie bei einer Tante durchwachen, der sie, um zu mir kommen zu können, alle Wochen eine rasende Kolik andichtet. Nun mußt Du wissen, daß meine Nätherin eifersüchtig wie Othello ist, und so habe ich diese Nacht das Unglück gehabt, ihr im Scherze von einer gewissen Spitzenplätterin zu erzählen, bei der ich diesen Morgen ein Geschäftchen hätte. Meine Aurora sagte darauf nichts, aber was thut sie? — Diesen Morgen verließ sie mich, als ich noch schlief, und um mein Rendez-vous zu vereiteln, hat mir die Grausame sämmtliche Beinkleider mitgenommen. Nicht ein einziges ließ sie mir. Wie ich mich anziehen will, sehe ich erst, daß ich Stuben-Arrest habe.«

»Das ist ein abscheulicher Streich. Aber Du konntest Deine Portiers-Frau rufen, um Dir ein Paar Beinkleider zu kaufen.«

»Ja, hat sich was zu kaufen! Das ist leicht gesagt — ich habe höchstens zwölf Sous in meinem Vermögen und Du wirst einsehen, daß, wenn ich mir nicht etwa ein Paar Hosen von grauem Papier kaufen will —«

»Wie, Du bist ohne Geld und Du verlangst keines von mir?«

»Du hast nicht viel mehr als ich, und ich dachte nicht so bald welches zu bedürfen. Ich habe Kredit bei meinem Schneider und heut über acht Tage bringe ich drei herrliche Geschäftchen zu Stande. Ueberdies wird meine Gefühlvolle gewiß diesen Abend die Hosen wiederbringen; sie hat nur mein Rendez-vous vereiteln wollen.«

»Aber ich bedarf Deiner sogleich. Mein Vater kommt nach Paris, heut um fünf Uhr und ich möchte gern ein Mittel finden, ihm meine Lage zu verbergen, ihm glauben zu machen, daß sein Sohn noch immer reich sei und eine glänzende Rolle spiele. Wenn ich ihn nur ein Paar Tage täuschen kann, denn mein Vater, an seinen ländlichen Gewohnheiten hängend, wird höchstens fünf Tage in Paris bleiben. Wenn ich ihn während dieser fünf Tage blenden kann, wird er voll Zufriedenheit wieder abreisen und mich in aller Ruhe in Paris lassen. Dubois strenge Dich an, erdenke, erfinde etwas — Du

begreifst, daß ich meinen Vater nicht in ein Hôtel garni bringen kann, aber wie soll ich es anstellen? Wenn Du Jemanden wüßtest, der uns ein hübsches Quartier leihen könnte — Bediente; ich will keine Kosten scheuen.«

»Warte, warte; ich muß mich besinnen. Im Nothfalle kann ich Dir meine Wohnung abtreten.«

»Sehr verbunden! Die meinige ist ein Pallast gegen diese alte Stube.«

»Teufel! ich kenne ja mehrere Maler, die ungeheure Atteliers haben — Dein Vater würde sich da gefallen — aber es hat keine Meubles darin. Ich habe auch manche Schöne, die sich ein Vergnügen daraus machen würde, Deinen Vater zu beherbergen, aber sie haben immer nur ein Bett.«

»Bist Du gescheut? meinem Vater bei einer Frau Quartier geben? Denke doch daran, daß er glauben soll, in meiner Wohnung zu sein — in einem anständigen Hause, in einem schönen Quartier.«

»Ja das ist ziemlich schwer zu finden. — Ach! halt — da fällt mir etwas ein — ja — die Wirthin hat mir ziemlich verständliche Blicke zugeworfen. Seit langer Zeit hat sie eine Schwäche für mich, es rührte mich nicht, da sie bereits neun Lustra hinter sich hat; aber für einen Freund —

ja ich opfere mich. Wenn sie ein Quartier zu ihrer Verfügung hat, sind wir geborgen.«

Bei diesen Worten springt Dubois aus dem Bette und ruft: »Leihe mir Deine Beinkleider, damit ich ausgehen kann. Wären wir im Winter, so würde ich mich im Mantel auf die Straße wagen; aber im Sommer — übrigens habe ich auch keinen Mantel. Schnell, gieb mir Deine Beinkleider; ich will ja Deinethalben ausgehen.«

»Ich will Dir lieber ein Paar Beinkleider kaufen.«

»Und inzwischen vergeht die Zeit, Dein Vater kommt an, und wir wissen nicht, wohin mit ihm. Gieb mir Deine Hosen, sage ich Dir, und sei ruhig, ich bleibe nicht länger, als eine halbe Stunde weg. Ich eile zu der Person, die uns allein helfen kann, auf dem Rückwege gehe ich zu meiner Nätherin, nehme ihr meine Kleider wieder ab und bin im Augenblicke wieder da.«

Dubois scheint seiner Sache so gewiß, daß ich mich überreden lasse. Ich ziehe meine Beinkleider aus, und während er sich anzieht, frage ich ihn was er eigentlich zu thun gedenke. Er sagt mir hierauf, daß er eine Dame kenne, Besitzerin eines herrlichen Hauses, welche manchmal sehr schöne meublirte Quartiere an Engländer vermiethe und

mir wahrscheinlich ein solches auf einige Tage abtreten könne, und die uns gern beistehen wird, meinem Vater einen blauen Dunst vorzumachen, da sie gegen junge Leute sehr nachsichtig ist.

Die Idee hätte mir vortrefflich eingeleuchtet, wäre das Haus nicht auf der Straße des Veuves gelegen gewesen; aber Dubois versichert, daß jenes Quartier jetzt von den anständigsten Leuten bewohnt wird und wir jetzt überdies in den Mitteln nicht wählig sein dürfen. So mag's denn sein. Ich gebe Dubois Geld, damit er sich ein Kabriolet nehme, so wie meine Uhre, damit er auf die Zeit achte und präge ihm endlich in's Gedächtniß, daß mein Vater um fünf Uhr da sein wird. Er schwört, daß er in drei Viertelstunden zurückkehren wird und entfernt sich, indem er mir zuruft, ihn ja zu erwarten. Donnerwetter! er weiß nur zu gut, daß ich ihm nicht entlaufen werde.

Da bin ich nun allein in Dubois Stube und gehe in Stiefeln, völlig angekleidet, aber ohne Hosen auf und ab. Ich lache über diese Situation und über das Gesicht, welches ich machen würde, wenn irgend ein Besuch zu Dubois käme; doch bin ich entschlossen, Niemandem, als ihm selbst zu öffnen. Um mir die Zeit zu vertreiben, will ich

mich in's Fenster legen; es geht aber nur auf einen finstern, schmutzigen Hofraum.

Ich werfe von Neuem einen Blick auf das große Zimmer, in dem ich mich befinde. Armer Dubois! Es hat nichts Ueberflüßiges hier; streng genommen fände man nicht einmal das Nöthige, wie ich an mir selbst empfinde. Ich werfe mich in einen alten Sessel und denke an Augustinen, an das was Juliette gesagt, an die Veränderung, die ich in Madame Lucevals Laune bemerkt, und mein Herz öffnet sich der Hoffnung wieder; und wie denn die Zeit schnell vergeht, wenn man an einen geliebten Gegenstand denkt, so ertrage ich anfänglich Dubois Abwesenheit mit ziemlicher Geduld.

Indeß kommt es mir vor, als wäre er doch schon ziemlich lange fort; ich kann auf mich selbst keinen Blick werfen, ohne an die verzweifelte Lage zu denken, in der ich mich befinden würde, wenn er vor fünf Uhr nicht zurückkäme. Ich stehe auf, gehe wieder auf und ab, Ungeduld fängt an, sich meiner zu bemeistern, ich weiß nicht, wie spät es sein mag und ärgere mich nun, Dubois meine Uhr gegeben zu haben, denn in meiner Lage kann ich mich nicht einmal bei irgend einer Nachbarschaft nach der Uhr erkundigen — ich hätte daran denken sollen.

Wenn ich mir auch vornehme, nur an Augustinen zu denken, so macht mich doch das Flattern meines Hemdes, welches der Wind immer aufbauscht, auf meine Lage aufmerksam. Wenn nur wenigstens Bücher da wären. Ich muß doch nachsehen. Ich öffne zwei Schübe; der eine ist leer, der andere enthält einige Flaschen Eau de Cologne und wohlriechende Seife von Demarson — Wetter! Dubois versagt sich nichts, er versorgt sich bei einem unserer besten Parfümeurs. Halt? auf jenem Brette bemerke ich einige Bände. Wir wollen doch sehen: Abhandlung über die Verächtlichkeit irdischer Glücksgüter. Es ist sehr gut, den Reichthum zu verachten, doch muß sich das nicht bis auf Verachtung der Hosen ausdehnen und Seneca selbst, mit aller seiner Philosophie, wird mir deren Entbehrlichkeit nicht lehren. Ein anderes Buch: Ueber den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande. Wie es scheint, sind diese Bücher mit Bezug auf meinen Zustand hier aufgestellt. Ich werfe sie heftig auf die Seite und greife jeden Augenblick nach meiner Uhr — aber Uhr und Hose sind fort. Verdammter Dubois! wenn er mich vergessen könnte! Ach nein — aber die Straße des Veuves ist weit, er braucht Zeit dazu. Doch kommt es mir vor, als sei er schon

eine Ewigkeit weg; ich muß durchaus wissen, wie spät es ist. Man kann jedoch fragen, ohne aus der Stube zu gehen.

Ich laufe ans Fenster und beuge mich hinaus, um nach einem Nachbar zu sehen. Ich sehe die alte Frau, die mit Dubois auf einem Saale wohnt, und am Fenster arbeitet. Gut, sie wird mich hören. Ich rufe ihr zu: »Madame, Madame, könnten Sie mir wohl die Uhre sagen!«

Die alte Nachbarin sieht in die Höhe, nimmt die Brille ab, sieht mich an und antwortet: »Mein Guckuck ist stehen geblieben; aber gehen Sie zu Madame Bertrand hier unten. Sie weiß immer ganz genau die Uhren.«

Da bin ich so weit wie vorhin. Ich danke indeß und verlasse das Fenster. In meiner schottischen Tracht kann ich nicht zu Madame Bertrand gehen. Wenn ich wenigstens einen Ueberrock hätte. Abscheulicher Dubois; er ist jetzt wenigstens drei Stunden schon fort. Der Augenblick, meinem Vater entgegen zu gehen, muß schon da sein, und er läßt mich im Stiche. Er ist im Stande, jetzt einer hübschen Schürze nachzulaufen und mich zu vergessen.

Ich halte es nicht mehr aus — ich muß durchaus wissen, wie spät es ist. Es muß doch irgend

wo ein alter Schlafrock, oder Ueberrock da sein, lasset doch sehen.

Ich suche die Kommoden, alle Schübe durch, wühle das Bette auf, durchsuche jeden Winkel — und finde endlich ein Ding in einem Mantelsacke — einen ganz alten Ueberrock. Ich bemächtige mich seiner mit einer Hast, als hätte ich das goldne Vließ entdeckt, obwohl ich sehe, daß Dubois den Schatz nicht ohne Grund bei Seite gelegt hat. Der Rock ist von altem Tuche, zerrissen und verschossen, der Kragen so kurz, als wäre er abgeschnitten. Doch das schadet Alles nichts; ich werde mich doch darin besser als in einem Leibrocke verbergen können. Versuchen wir's.

Ich ziehe meinen Frack aus und den alten Ueberrock an, wobei ich mit Vergnügen sehe, daß er mir bis an die Knöchel geht. Er ist hinten zu was für meine Umstände sehr passend ist, da es sich zuletzt nur noch darum handelt, ihn von vorn hermetisch zu verschließen. Aber es fehlen mehrere Knöpfe, und er geht auch nur bis zur Taille zum Zuknöpfen. Ich werde ihn daher bis unten mit Stecknadeln zustecken.

Ich betrachte mich im Spiegel. Ach, mein Gott! ich sehe ganz so aus, wie die alten Juden, welche Lorgnetten und Ambra Halsbänder verkaufen.

Doch die Hauptsache ist, daß ich ausgehen kann, ohne den guten Sitten ein Aergerniß zu geben. Schnell, Stecknadeln!

Aber wie soll man bei einem Junggesellen Stecknadeln finden! eben so gut, als wenn Ihr ein Federmesser bei einem Mädchen suchen wolltet. Nicht eine einzige Stecknadel! — um so schlimmer für Madame Bertrand. Aber ich will schon auf mich Acht haben.

Ich trete aus der Stube, deren Thüre ich offen lasse und gehe in die untere Etage. Ich bemerke eine halboffne Thüre, höre Gesang von Frauenstimmen, deren jede eine andere Melodie dudelt, was eine ganz eigene Harmonie hervorbringt. Ich strecke den Kopf vor und sehe Mädchen, welche glätten und biegeln. Wahrscheinlich ist Madame Bertrand eine Wäscherin. Ich fürchte mich grade nicht, in der Mitte dieser Mädchen zu erscheinen — mag aber doch nicht eintreten. Ich mache die Thüre ganz auf und frage in sehr höflichem Tone, ob man mir sagen könne, wie spät es sei. Die Arbeiterinnen drehen sich Alle um, gaffen mich an und flüstern einander in's Ohr; ein rundes Weibchen, frisch und munter, antwortet mir: »O ja, mein Herr! Meine Uhre geht immer genau, ich allein bringe Ordnung

in's Haus. Sind Sie jetzt vielleicht in die Stube über uns gezogen!«

»Nein Madame; ich bin bei Dubois zum Besuch, und in seinem Auftrage erlaube ich mir die Frage.«

»Ach Herr Dubois! er ist ein Flausenmacher. Er bringt meinen Mädchen immer neue Melodieen mit.«

»Ich bitte um Verzeihung, Madame, wir haben ein Rendez-vous und —«

»Ach ja, ja, Sie haben Recht: ich dachte nicht mehr daran; Victoire, sieh doch einmal nach der Uhr.«

Mademoiselle verläßt ihr Plätteisen und geht in die anstoßende Stube, von wo aus sie ruft: »Madame, wenn der große Zeiger unten und der kleine an der Seite steht! wie viel macht's denn da?«

»Herr Gott, was ist das Mädchen dumm! gehe Du doch, Françoise.«

Françoise verläßt ihren Handzuber, geht in die benachbarte Stube und ruft heraus: »Mein Herr, es ist drei Uhr — nein vier Uhr — das heißt, es ist schon mehr, aber doch noch nicht fünf Uhr.«

Ich entschließe mich, nach der Aufforderung der Madame Bertrand, selber nachzusehen, und gehe

mitten durch die Mädchen durch, indem ich meinen Rock fest zu halte, was zu neuem Geflüster und halberstickten Gelächter Anlaß giebt; doch thue ich so, als merkte ich nichts, und sehe nach der Uhr.

»Mein Gott; drei Viertel auf fünf! und Ihre Uhre geht richtig?«

»Ganz genau.«

So habe ich keinen Augenblick zu verlieren. Ich eile nach der Thüre, danke Madame Bertrand, und will mich entfernen — doch kehre ich noch einmal zurück. »Madame, würden Sie wohl die Gewogenheit haben, mir vier Stecknadeln zu leihen?«

»Vier Stecknadeln? ja mein Herr, mit Vergnügen. Nun ihr Mädchen, was giebt's denn da zu lachen? Wenn einmal ein Herr vier Stecknadeln braucht, so weiß man wohl, daß er sie nicht für sich selbst braucht; aber man empfängt doch Besuch — man zerreißt mal einer Dame das Kleid — das muß doch wieder in Ordnung gebracht werden — Nicht wahr mein Herr? Da sind vier starke Stecknadeln.«

Ich danke Madame Bertrand, welche mir mit sehr boshaften Mienen die Nadeln reicht, bemächtige mich deren und verschwinde. Auf Dubois Zimmer stecke ich die Stecknadeln vorn an, so daß der Rock nicht aufgehen kann und steige

die Treppe hinab. Ich habe noch ein Hundert-Sous-Stück bei mir, ich kann mir also einen Fiakre miethen, der mich zu den Diligencen bringt, wo ich meinen Vater finden werde, und von da zurück nach meiner Wohnung in der Charlot-Straße; denn da der schändliche Dubois mich im Stiche läßt, so hat er gewiß seinen Zweck nicht erreicht und mein Vater muß nun die Wahrheit wissen. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß ich ihn nicht vergeblich kann warten lassen. Mein Vater ist herzensgut, er liebt mich, aber wenn er sich beleidigt glaubt, wird er heftig, und wenn man seinen Vater nur ein- oder zweimal des Jahres sieht, muß man sich hüten, ihn zu erzürnen.

Ich steige also die Treppe hinab — aber wie soll ich einen Fiakre bekommen? Wenn ich die Portiersfrau schicke, so kommt sie unter einer Stunde nicht wieder und die Zeit drängt. Dagegen selbst nach einem gehen — das ist auch entsetzlich, denn es kommt mir vor, als könnte Jeder, der bei mir vorbeigeht, ahnden, daß ich keine Hosen anhabe. — Ich bleibe einen Augenblick unter der Hausthüre stehen und flehe die Vorsehung an, einen leeren Fiakre in die Straße zu schicken — aber die Vorsehung schickt nur Bretterkarren vorüber. Endlich bemerke ich ein Kabriolet; ich mache dem Kutscher

ein Zeichen, er kommt heran, ich steige mit einer Vorsicht ein, wie sie Charlotte bewies, als sie Wein im Unterrocke versteckt hatte, und erst, als ich im Wagen sitze, schöpfe ich wieder frischen Athem.

»Schnell, Kutscher, nach der Diligencen-Ausspannung.«

Wir fliegen dahin; ich hoffe noch zur rechten Zeit anzukommen, aber wenn ich an meinen Anzug denke — Was soll mein Vater davon halten? Verdammter Dubois, wenn ich dich jetzt hier hätte! Und ich muß meinen Vater nach der Charlot-Straße bringen, er wird meine Lage erfahren, er wird mich aus Paris fortbringen wollen! Doch in dieser Beziehung gebe ich auf keinen Fall nach.

Wir sind da; unser Kabriolet lenkt in einen der Höfe ein, ich laß den Kutscher absteigen, um sich zu erkundigen, ob die Journaliere aus Chartres schon angekommen? Ich dagegen ducke mich in einen Winkel und gebe Acht, daß der Wagen zugemacht bleibe. Mein Kutscher kommt zurück: »Die Journaliere ist noch nicht da; doch fährt sie in einen andern Hof, in den die Pariser Fuhrwerke nicht dürfen.«

So muß ich doch absteigen! Ich kann den Kutscher nicht abschicken, um meinen Vater zu suchen, den er nicht kennt, und der es sonderbar finden

würde, wenn ich mir nicht die Mühe gäbe, selbst zu kommen. — Wenn man in der Provinz wohnt, ist man empfindlich für Alles, was den Anstand betrifft, und mein Vater hat immer dort gewohnt. Ich entschließe mich auszusteigen, thue es aber mit solcher Vorsicht, daß der Kutscher sagt: »Sie haben wohl ein böses Bein, mein Herr?«

»Ja, ich habe die Gicht. Wartet hier auf mich.«

Ich gehe in den mir bezeichneten Hof, und auf die Ankunft des Wagens wartend, setze ich mich in einen Winkel auf eine steinerne Bank. Dort drücke ich mir den Hut in die Augen, aus Furcht, es könnte mich Jemand erkennen! Ich muß zu komisch in meinem alten Schlumper aussehen. Nur kurze Zeit sitze ich da, als der erwartete Wagen in den Hof rollt. Das Herz schlägt mir; ich soll meinen Vater sehen! Aber warten wir, bis die Reisenden absteigen.

Während meine Augen auf den Wagen geheftet sind, lacht man neben mir hellen Halses. Ich drehe mich um — 's ist Dubois! Dubois in meinen Hosen; und er lacht bei meinem Anblick, daß ihm die Thränen in die Augen kommen. Ha! wenn ich mich nicht zurückhielte — wenn ich nicht fürchtete, die Aufmerksamkeit der Leute rege zu machen,

so würde ich ihm die Augen auskratzen. »Bist Du da! Abscheulicher!«

»Ha, ha, ha! ich habe schon von Weitem den alten Rock meines Vetters wiedererkannt. Freund, er sitzt Dir herrlich.«

»Du lachst jetzt, aber Du sollst mir über Dein Betragen Rechenschaft geben.«

»Laß mich nur ein wenig lachen Paul! Wenn Du Dich nur selber sehen könntest; Du bist kostbar mit allen Deinen Stecknadeln. Ha, ha, ha!«

»Ich muß jetzt dem Vater entgegen gehen, aber ich werde Dich schon zu finden wissen.«

»Stille, stille! Alles geht vortrefflich. Ich habe ein herrliches Quartier, Bedienten, ein ganzes Hotel zu Deiner Verfügung; und eine Wirthin von solcher Liebenswürdigkeit. Zum Teufel, man bringt so etwas nicht binnen zwei Minuten ins Reine. Denkst Du, daß ich weniger besorgt war? Und dann die nichtswürdige Näthorin traf ich grade dabei, wie sie meine Hosen einem Sprützenmanne anpaßte, wie ich Dir nachher erzählen werde.«

»Da ist mein Vater.«

»Komm in seine Arme — dann rede ihn vor, Du hättest Geschäfte, und lasse mich ihn in unser Hotel bringen. Inzwischen ziehst Du Dich an, und kommst uns nach.«

»Dubois, kann ich mich aber auch diesmal auf Dich verlassen.«

»Komm nur, und mache doch beim Gehen die Beine ein wenig auseinander, man denkt sonst, sie wären Dir zusammengebunden.»

Ich lasse mich führen, seine Worte haben mir meinen Frohsinn wiedergegeben. Mein Vater ist aus dem Wagen gestiegen—ich sehe ihn — eile auf ihn zu — er bemerkt mich, breitet die Arme aus, wir umarmen uns, Dubois wirft sich gleichfalls an seine Brust, und umarmt ihn gleichfalls, obwohl er ihn jetzt zum Erstenmal sieht. Mein Vater kann sich nur mit Mühe aus Dubois Armen losmachen und sieht mich mit einem Ausdruck an, welcher sagt: Wer ist der Unbekannte, der mich so sehr zu lieben scheint. Ich beeile mich ihm zu sagen: »Mein Vater, ich stelle Ihnen hier einen meiner besten Freunde vor, Herrn Dubois, der sehnlichst wünschte, Sie kennen zu lernen.«

»Ja den Vater meines Freundes kennen zu lernen, welche Freude. Ich muß Sie nochmals umarmen; wir erwarten Sie mit Ungeduld.«

»Sie sind zu gütig; ich dachte, da mein Sohn nicht zu mir kommt, muß ich zu ihm gehen. Umarme mich doch nochmals, mein lieber Paul.«

»Umarme doch Deinen Vater, mein Freund; was bleibst Du so stehen. Aber aus Freude sie zu sehen, erlahmt ihm Arm und Bein.« Doch Dubois drängt mich von Neuem in meines Vaters Arme, dieser stößt einen Schrei aus, indem er sagt: »Au! was Teufel sticht mich denn?«

Ich erröthe, eine von meinen Stecknadeln ist meinem Vater in die Waden gefahren. Dubois beißt sich in die Lippen, und mein Vater sagt, indem er meinen Anzug mustert: »Aber mein Freund Du bist ja sehr sonderbar gekleidet.«

Ich stottere: »Mein Vater ich war so in Eile.« Dubois aber fällt mir ins Wort, indem er sagt: »Es ist sein Sommer-Anzug. Beim ersten Anblick werden Sie denken, daß er in dem langen Rocke schwitzen müßte, aber nein, ich versichere Sie, daß er darunter sehr leicht ist.«

»Aber warum denn Stecknadeln anstatt der Knöpfe.«

»Wir haben in Paris immer Stecknadeln getragen, es ist die neueste Mode.«

»Nun sonst bedienten sich deren doch nur die Frauen! die Männer hatten aber immer Knöpfe.«

»Das mag vor der Revolution so gewesen sein, aber bei der wachsenden Aufklärung haben auch die Männer die Knöpfe abgelöst, und tragen Steckna-

deln. Es ist ehrbarer so, und im Sprichwort heißt es auch: wer mich bricht, der sich sticht.«

Ich trete Dubois auf den Fuß, um ihn zum Schweigen zu bringen, und beeile mich die Unterhaltung auf ein anderes Feld zu spielen, indem ich ausrufe: »Ein andermal von Moden, mein Vater muß müde sein, und der Ruhe bedürfen.«

»Ja wohl, bringe mich schnell in Deine Wohnung.«

»Wir wollen Sie hingeleiten,« sagt Dubois, meinen Vater am Arm nehmend, »das heißt ich; wenn Sie es erlauben. Unten hält ein Wagen, der Sie in zwei Minuten hinbringen wird.«

»Wie Paul? kommst Du nicht mit uns?«

»Ich bitte vielmals um Verzeihung; ein sehr dringendes Geschäft — ich bin aber in einer halben Stunde wieder bei Ihnen — Dubois Du wirst bei meinem Vater bleiben.«

»Gewiß; ich wollte eher eine Ohrfeige haben, als ihn einen Augenblick verlassen. Kommen Sie Herr Deligny. Ich führe Sie in Ihres Sohns Hotel — Sie sollen Augen machen.«

Dubois schleppt meinen Vater fort: ich bin frei, gehe nach meinem Kabriolet, steige ein, und laß mich nach der Charlot-Straße fahren. Wie verlangt es mich, hinzukommen; wie verlangt es mich

darnach, meinen Anzug zu wechseln. — Endlich sind wir auf meiner Straße; aber ein verwünschter Karren hält vor meiner Hausthür. Mein Kutscher will ihn zurückstoßen lassen, aber zu begierig in meine Stube zu kommen, mag ich das Ende des Streits zwischen ihm und dem Karrenführer nicht abwarten, sondern zehn Schritt vor meiner Wohnung absteigend, heiße ich ihn warten. Ich gehe mit großen Schritten und niedergeschlagenen Augen; ich wünsche die Blicke der Nachbarn zu vermeiden, aber in dem Augenblicke, als ich in mein Haus treten will, renne ich an zwei Damen an, die ich nicht gesehen, schaue nun in die Höhe, und erblicke Augustinen mit Julietten.

Ich werde roth wie ein Krebs; Augustine sieht mich voll Ueberraschung an, indem sie sagt: »Wie sind Sie es?« worauf Juliette laut auflachend ausruft; »Ach! wie sehen Sie aus Herr Deligny, wo haben Sie diesen alten Ueberrock ohne Kragen aufgetrieben? wollen Sie ihn in die Mode bringen?«

Ich weiß nicht, wie ich mich hier herauswickeln soll; ich stottere: »Madame, ich mußte schnell ausgehen — Geschäfte wegen — es ist ein Morgenrock, und ich hatte noch nicht Zeit mich umzuziehen.«

Augustine sieht mich aufmerksam an, aber sie

lacht nicht; meine Verwirrung, mein Erröthen scheint ihr zu mißfallen, und sie sagt zu mir: »Sie waren nicht so gekleidet, als Sie diesen Morgen bei mir waren.«

»Nein Madame, aber nachher —«

Ich werde von Julietten unterbrochen, welche noch stärker lacht, da sie eben die Stecknadeln bemerkt, auf welche sie um ihre Freundin mit den Worten aufmerksam macht: »Sieh einmal Liebe, das ist noch das Schönste daran. Ein Besatz von Stecknadeln, Sie haben wohl gar eine Wette gemacht?«

»Ja Madame ja, es handelt sich um eine Wette.« —

»Und mit wem denn?« fährt Augustine verdrießlich fort: »Sie sagten ja eben, Sie wären in Geschäften ausgegangen.«

»Madame so ist's; aber ich will Ihnen Alles sagen — Jetzt aber verzeihen Sie — man wartet auf mich — ich muß eilen.« —

»Man erwartet Sie?«

»Nein — man erwartet mich nicht — aber ich muß Sie verlassen. Ich kann nicht in diesem Anzuge bleiben.«

Ich grüße und eile in mein Haus. Was wird Augustine denken? Was sie will, aber ich hielt

es nicht länger aus; ich war zu lange in diesem grausamen Zustande. Da bin ich zu Hause! Ich reisse die Stecknadeln heraus, werfe den alten Schlumper bei Seite, ziehe Beinkleider an — und mit welcher Wonne! Ach, wie wohl fühlt man sich wieder. Wie stellen es die Frauen an, in meinem bisherigen Kostüme zu gehen! Aber Gewohnheit, und sie thuen auch gut daran.

Aber jetzt fort, nach der Straße des Veuves.

Neuntes Kapitel.

Das Haus in der Straße des Veuves.

Auf dem Wege nach der Straße des Veuves denke ich an die komische Figur, die ich beim Abschiede von Augustinen gemacht; sie schien meinen Worten keinen Glauben beizumessen. Ich muß aber auch sehr linkisch und verlegen ausgesehen haben. Ich verließ sie so ungestüm, ich werde mich bei ihr entschuldigen und ihr sagen, daß mein Vater in Paris sei. Und doch lag in ihrer Unzufriedenheit, in ihrem Zweifel etwas, was mir Vergnügen machte.

Wir sind in der ersehnten Straße — der Kutscher frägt nach der Haus-Nummer. »Wahrhaftig die weiß ich selbst nicht, aber es ist eine Art Hotel garni.«

»Weiß schon; 's wohnt ein großer fremder Doktor dort, der alle Krankheiten mit seinen Säftchen heilt — ach! ich habe schon viele Leute hingefahren.«

»Das weiß ich nicht — aber wir werden es schon erfragen.

Der Kutscher hält vor einem schönen Hause, vor welchem sich ein mit Gesträuch bewachsener Hofraume hinzieht. »Ist es hier?« frage ich den Kutscher.

»Ja, ja, ich täuschte mich nicht, hier wohnt der fremde Doktor.«

Ich bezahle den Kutscher und trete in den Hof, wo mir Dubois entgegen kommt, indem er sich selbst zufrieden die Hände reibt: »Nun Paul, wie gefällt Dir Dein Haus?«

»Sehr gut; und wenn das Innere dem Aeußern entspricht.« —

»O das ist noch weit schöner! Du wirst entzückt sein.«

»Also ein berühmter Doktor wohnt hier?«

»Das heißt, er wohnte hier, ist aber glücklicher Weise auf vierzehn Tage aufs Land gefahren, es ist sein Logis, was man Dir eingeräumt. Im ersten Stock, ein prächtiges Quartier; Dein Vater ist außer sich. Ich sagte ihm, daß das Haus Dir gehöre.«

»Das war nicht nöthig.«

»Warum nicht? da es ihn glücklich macht. Dein Vater scheint ein seelensguter Mann zu sein. Er ruht sich jetzt in Deinem Zimmer aus.«

»Ich denke es wird gut sein, mich auch mit meiner Wohnung bekannt zu machen.«

»Einen Augenblick noch, wir müssen erst der Wirthin unser Kompliment machen — sie ist eine Frau die auf Artigkeit hält — die kleine Aufmerksamkeiten gern hat. Um Deinen Vater hier unterzubringen, habe ich Manches thun müssen. Madame Ledous betet mich seit langer Zeit an; aber wenn sie Dir gefällt, so nimm keine Rücksicht, im Gegentheil, Du wirst mich verbinden.«

Mit diesen Worten führt mich Dubois in ein Zimmer des Untergeschosses, wo mir ein dickes Mamachen von vier und vierzig bis acht und vierzig Jahren finden, welche eben beschäftigt Creme zu überzuckern, uns mit sehr freundlichem Lächeln empfängt. »Madame Ledous,« sagt Dubois, ich stelle Ihnen meinen Freund Deligny vor, der vor Begierde brennt, Ihre Bekanntschaft zu machen, und Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken.«

»Es freut mich, dem Herrn gefällig sein zu können,« erwidert Madame Ledous mir freundlich zulächelnd, und mit einem Seitenblick auf Dubois. »Ich weiß übrigens, daß man mit jungen Leuten ein wenig Nachsicht haben muß.«

»Sie sind zu gütig Madame, ich habe, wie Ihnen Dubois gesagt, Gründe, um meinen Vater

glauben zu machen, daß ich seit langer Zeit dieses Haus bewohne. Was die Kosten anbelangt so —«

»Ach! brechen wir davon ab, mein Herr, die Wohnung ist bezahlt, sie ist an einen Spanier oder Italiener vermiethet, ein Charlatan wie ich glaube, der aber viel Geld aufgehen läßt. Man hat ihn zu einem Engländer geholt — die Engländer ziehen ihn sehr oft zu Rathe. Jetzt hat man ihn sehr weit weg geholt, in ein Schloß, von woher er innerhalb vierzehn Tagen nicht zurückkehren kann.«

»Nun, und ich denke mein Vater wird keine acht Tage hier bleiben.«

»Dann seien Sie außer Sorgen mein Herr.«

Ich will gehen, um meinen Vater aufzusuchen, empfehle mich der Wirthin, und Dubois ist im Begriffe mir zu folgen, als Madame Ledous zu ihm sagt: »Herr Dubois ich wollte mich bei Ihnen über den Preis der Kolonial-Waaren erkundigen.«

Dubois flüstert mir in's Ohr: »Mein Freund, wie mir scheint, werde ich die Miethe bezahlen müssen, mache nur, daß Dein Vater schnell abreist.«

Ich lasse Dubois in seinem tête à tête mit Madame Ledous, und begebe mich in mein neues Quartier. Ich trete in ein schönes Vorzimmer,

finde dort einen gewandten Diener, der mir sagt, daß er während Signor Delzinis Abwesenheit zu meinem Befehle sein werde.

Dieser Bursch scheint in das Haus zu gehören, und ich sehe, daß ihn Madame Ledous von meiner Lage unterrichtet hat. Wahrhaftig Madame Ledous ist eine reizende Frau; man kann nicht gefälliger sein. Ich danke Lapierre, wie der Bediente, den man mir leiht, heißt, und nachdem ich durch mehre sehr elegant meublirte Zimmer gegangen, finde ich meinen Vater auf einem Sopha meines Salons sitzend. Er kommt auf mich zu, und umarmt mich mit freudestrahlendem Auge, indem er ausruft: »Lieber Junge, ich mache Dir mein Kompliment — es ist herrlich bei Dir.«

»O mein Vater, Sie wissen wohl wie leicht es in Paris ist, Alles zu haben, was man will.«

»Ich weiß, daß um in Paris eine so schöne Wohnung, Meubles und Domestiquen zu haben, Ordnung und Sparsamkeit Noth thut.«

»Das ist nicht immer die Folge.«

»Geh, geh, willst Du Dich jetzt etwa arm stellen? Dein Freund hat mir Alles verrathen — Ich weiß auch, daß dies Haus Dir gehört.« —

»Mir? nicht so ganz.«

»Eben so, daß Du glänzende Geschäfte treibst, und Deine Kapitalien verdreifachst hast.«

»Wie mein Vater?«

»Gut, gut. Ich frage nicht darnach, da Du so heimlich thun willst — aber Du wirst mich nicht hindern, mit Dir zufrieden, und auf das Dir bewiesene Zutrauen stolz zu sein. Denn siehst Du, in meinem Städchen zog man mich oft auf und sagte: Ach! Sie glauben ihr Sohn wird in Paris eingezogen leben, sein Vermögen zusammenhalten Sie sollen schon sehen; und ich gestehe, daß diese Sticheleien an meiner Pariser Reise ein wenig Schuld sind. Wie will ich aber nach meiner Rückkehr alle diese Leute beschämen, ha, ha, ha!«

»Nun lassen wir das — Sie müssen Hunger haben — ich habe selbst noch nicht gegessen. Ich will nachsehen — holla! Lapierre!«

Mein Diener erscheint, und zur selben Zeit auch Dubois. Ich frage jenen, ob man an unser Essen gedacht hat, worauf er mir antwortet, daß man nur meine Befehle erwarte; Dubois aber ruft: »Ach, ich habe an Alles gedacht, Du warst so eifrig, Deinen Vater entgegen zu gehen, daß Du Deinem Haushofmeister keine Befehle gegeben hast.«

»Wie, Du hast einen Haushofmeister?« ruft mein Vater.

»Und einen der vorzüglichsten Köche Frankreichs, dem er Tausend Thaler Lohn giebt,« setzt Dubois hinzu.

»Einem Koche Tausend Thaler,« sagt mein Vater; »nun lieber Paul, da wirst Du zugeben, daß um einen so theuren Koch zu halten, man sehr hübsche Speculationen machen muß. Aber eine solche Verschwendung!«

»Dubois scherzt mein Vater.«

»Halt!« ruft Dubois aus; »ich will es erklären. Ihr Sohn giebt ihm Tausend Thaler, dafür muß er aber auch Alles besorgen.«

»Das ist etwas anders — das ist nicht zu theuer.«

Wir setzen uns zu Tische; man trägt uns ein recht gutes Essen auf, Dubois ißt und trinkt für Viere, indem er mir ins Ohr flüstert, daß er sich das Mittagessen redlich verdient habe. Mein Vater thut dem Mittagsmahl gleichfalls Ehre an, zecht brav, und ich sehe, daß er, ohne selbst das Bewußtsein zu verlieren, Dubois unter den Tisch trinken wird. Ich fürchte dabei, dieser möchte irgend eine Albernheit sagen, denn schon mehrmals mußte ich ihm auf den Fuß treten, um ihn zum Schweigen aufzufordern, wenn er von meinem Vermögen, meinen Leuten und Pferden spricht; glücklicher Weise

ist mein Vater weit davon entfernt, den geringsten Verdacht zu schöpfen. Der gute Vater sieht mich freudig an, und ruft aus: »Du bist jetzt besser gekleidet als im Ausspannhofe. Offen gestanden, Dein Rock mit Stecknadeln gefiel mir nicht sonderlich.«

»Ei Herr Deligny, da bin ich nicht ihrer Ansicht,« sagt Dubois, mit meinem Vater anstoßend, »ich versichere Sie, daß sein Morgenkostüm auch seine gute Seite hatte.«

»Nun meine Kinder, ich kann nicht lange in Paris bleiben, und muß daher die wenigen Tage, die ich Euch widmen kann, aufs Beste benutzen. Ich muß Alles sehen, was es Merkwürdiges giebt; gehe auch gern ins Theater.«

»Ich werde sie hinführen mein Vater.«

»Seien Sie ganz ruhig, Vater Deligny, wir werden Ihnen schon Vergnügen verschaffen.«

»Aber diese Wohnung scheint mir von dem Mittelpunkte der Stadt ein wenig entlegen.«

»Im Gegentheil, sie liegt grade im Mittelpunkte.«

»Aber sie ist so weit vom Palais royal entfernt, und wir Leute aus der Provinz kennen nichts Merkwürdigeres in Paris. Aber meine Kinder, was wollen wir also heut Abend beginnen? ist es noch Zeit, in das Theater zu gehen?«

»Gewiß; aber in welches wollen Sie gehen?«

»In das vorzüglichste.«

»Nun so müssen wir Deinen Vater in die Oper führen; man giebt heut die Stumme von Portici. Sie werden sich freuen Papa Deligny, das ist die einzige Oper, bei der ich nicht gegähnt habe. Und dann köstliche Dämchen — Tänzerinnen, die Pirouetten machen, ohne den Boden zu berühren — und Stellungen, ach! — haben Sie eine gute Lorgnette? Es giebt Abonnenten in der Oper, die wahre Telescope haben, um sich die Gegenstände näher zu bringen.«

»Dubois höre doch auf mit Deinen Narrheiten — vorerst müssen wir einen Wagen haben.«

»Nun ich will sagen, daß man den Deinigen anspannt.«

»Deinen Wagen!« ruft mein Vater; »wie mein Junge, Du hälst Dir einen Wagen?«

»Nicht doch; es ist nur ein Scherz.«

»Wenn ich sage sein Wagen, Papa Deligny, so meine ich den, dessen er sich gewöhnlich bedient, was auf Eins hinläuft.«

Bei diesen Worten giebt er Lapierre leise den Auftrag, uns eine Citadine zu bestellen. Ich sehe wohl, daß ich diesen Abend bei meinem Vater werde aushalten müssen, und daher nicht zu Madame Lu-

ceval gehen kann. Nun man muß zuweilen resigniren, ich werde doch wohl morgen einen freien Augenblick finden, um sie zu besuchen. Uebrigens ist mir mein heutiges Ausbleiben vielleicht nützlicher als mein regelmäßiger Besuch; die Frauen sind eigensinnig, und ihr Gefallen an uns, steigt nicht immer mit unserem Eifer, ihnen unsre Liebe zu beweisen.

Wir müssen länger als zwanzig Minuten auf einen Wagen warten, weil diese nicht in unsrer Nähe halten. Glücklicherweise sind wir bei Tische sitzen geblieben, und Dubois bringt meinen Vater ins Plaudern, obwohl dieser öfters ausruft: »Dein Wagen ist wohl nicht in der Nähe?«

Endlich kommt Lapierre und flüstert mir ins Ohr, daß er keine Citadine gefunden, uns aber einen Fiakre bringe, mit dem wir uns nun begnügen müßten.

Wir steigen die Treppe hinab, und Madame Ledoux, welche grade im Hofe ist, macht uns sehr artige Verbeugungen, wobei Dubois auf meines Vaters Frage, wer die Dame sei, antwortet, daß es meine Wirthin sei. Mein Vater will ihr sein Kompliment machen, doch ich ziehe ihn zum Wagen hin, indem ich ihm sage, daß das Theater schon angegangen sein müsse.

Wir sind grade an den schmutzigsten Fiakre und die magersten Gaule, die es in Paris giebt, gekommen, und mein Vater findet, daß wir sehr langsam fahren; worauf ihm Dubois erwidert: »Das geschieht aus Vorsicht; es ist hier zu belebt und wir wollten Niemanden überfahren.«

Mein Vater lehnt den Kopf aus dem Kutschenschlage, wir sind auf den elisäischen Feldern und kein Mensch in der Nähe; ich rufe dem Kutscher zu, schneller zu fahren, aber er peitscht vergeblich auf die Pferde. Doch mein Vater empfindet keine Langeweile in meiner Gesellschaft, da er mich so lange nicht gesehen hat, und nach drei Viertelstunden kommen wir endlich in die Oper. Wir gehen in das Orchester; mein Vater ist mit Leib und Seele bei der Vorstellung, Dubois hört nicht auf zu plaudern und macht seine Bemerkungen so laut, daß es seinen Nachbaren lästig wird; wenn man aber darüber murrt, betrachtet er Jeden mit so unverschämter Miene, als wolle er das Publikum in Masse herausfordern. Ich habe nur zu thun, ihn zum Schweigen zu bringen, da es mir nicht lieb wäre, wenn er uns irgend eine Scene machte. Ich sage ihm in's Ohr, er solle daran denken, daß mein Vater bei uns sei, worauf er mir ganz laut erwi-

dert: »Nun mag doch Dein Vater sehen, daß Deine Freunde sich vor Niemandem fürchten.«

Nach dem zweiten Akt gelingt es mir, Dubois hinauszubringen; ich führe ihn absichtlich in die Gänge im vierten Stock und wirklich begegnen wir zwei Mädchen, die Dubois bereits irgendwo gesehen haben will. Er bemerkt, daß sie in das Amphitheater gehen und daß es noch hinter ihnen Platz giebt. Sogleich läßt er meinen Arm fahren, indem er sagt: »Freund, ich habe Dir den ganzen Tag geweiht, Dein Vater ist im Orchester in Sicherheit, laß mich den Rest des Tages der Liebe weihen. Da sind ein Paar allerliebste Mädchen. — Ich werde mich neben sie setzen — Du wirst doch nicht böse darüber.«

»Ganz und gar nicht; lebe wohl. Auf Wiedersehen, morgen!«

Ich entferne mich, voll Freude, ihn losgeworden zu sein, und trete, ehe ich zu meinem Vater zurückkehre, noch einen Augenblick in's Foyer. Ich bin kaum eine Minute da, als ich Jenneville und Frau von Rémonde vor mir sehe. Ich kann nicht vorbeigehen, ohne ihnen einen guten Abend zu wünschen. Herminiens Augen würden mich in Schrecken setzen, wenn wir uns im tête-à-tête befänden — wenn sie Blitze schleudern könnten,

wäre ich gewiß schon zu Asche verbrannt. Ich thue, als errieth ich ihren Zorn nicht, bemerke aber, daß mich Jenneville mit einem ironischen Blicke ansieht und daß in seinem Empfange sich ein ganz anderes Gefühl, als Freundschaft ausspricht.

»Wie, Sie sind in der Oper!« sagt Jenneville spöttisch, »durch welchen Zufall, da Sie alle rauschenden Vergnügungen meiden, um sich ganz der Dame Ihres Herzens zu weihen.«

»Vielleicht hat ihm diese Dame heut einmal die Erlaubniß dazu gegeben,« setzt Herminie mit einem erzwungenen Lachen hinzu.

Ich bemühe mich unbefangen zu antworten: »Wenn ich mich ein wenig der Welt entziehe, so geschieht es, weil ich mich darin nicht wohl fühle; und wenn ich mich mit einer Dame beschäftige, so scheint es mir, als ginge das Niemanden etwas an, da ich mein eigener Herr zu sein glaube.«

»Man ist auch nicht Willens, Sie dem Gegenstande Ihrer Neigung abwendig zu machen.«

»Sie wählen so gut, daß man nie den Gedanken fassen kann, Sie in Ihrer Liebe irre zu machen.«

»Ich denke, Madame, es wäre für Manchen besser, wenn er eben so gut wählte.«

Frau von Rémonde beißt sich in die Lippen und erröthet, Jenneville aber erwidert lachend: »Ei,

mein Lieber, Ihre Liebschaft macht mehr Aufsehen, als Sie glauben.«

Ich werde trotz meiner Anstrengung verwirrt, denn ich sehe, daß man mir das Alles nicht ohne Absicht sagt; doch der dritte Akt hat angefangen, Herminie zieht Jennevillen fort, der mir beim Weggehen sagt: »Ich werde Ihnen noch mein Kompliment machen und meinen Dank sagen.«

Weiß er, daß ich alle Tage bei seiner Frau bin? Wer konnte es ihm verrathen, da er sich so wenig um seine Frau kümmert. Nun, wenn er davon unterrichtet ist, so geschah es durch Frau von Rémonde — diese Frau verabscheut mich, und wird Alles thun, um mich in Unannehmlichkeit zu bringen. Aber wie weiß sie es? doch, kann man mit Hilfe des Geldes in Paris nicht Alles erfahren?

Ich kehre zu meinem Vater zurück und während ihn die Vorstellung beschäftigt, denke ich nur an die Unterredung, die ich eben mit Jenneville gehabt, mit dem Vorsatz, Augustinen nichts davon zu sagen. Das kann ich recht gut, da sie mich jetzt nicht mehr über ihren Gatten ausfragt. Gegen die Mitte des dritten Aktes unterbricht ein Geschrei, welches sich im Amphitheater hören läßt, die Vorstellung. Man zankt sich und macht einen Lärmen

Mein Vater zwingt mich, jeden Augenblick stehen zu bleiben und ich erfahre, daß die Leute, welche nur vierzehn Tage in Paris gelebt haben, besser alle Monumente und Merkwürdigkeiten der Stadt kennen als die, welche seit dreißig Jahren dort wohnen. — Wir kommen in die Tuillerien und Dubois hat uns noch nicht eingeholt. Wie es scheint, zieht Madame Ledous die Unterhaltung gern in die Länge. Wenn Dubois mich im Stiche ließe und ich den ganzen Tag mit meinem Vater herumlaufen müßte! Ich habe fast Lust, nach unserer Wohnung zurückzukehren, aber mein Vater giebt es nicht zu. Wir gehen zum Frühstück, ich habe Dubois den Gastwirth bezeichnet, wo wir sein würden und hoffe, er wird uns dort aufsuchen. Ich dehne das Dejeuner so lange hinaus, als möglich, aber mein Vater hat seine Mahlzeit schon längst beendet und drängt mich, weil er den Tag benutzen will.

»Wir müssen auf Dubois warten,« sage ich.

»Lieber Paul, Dein Freund wird uns schon noch einholen.«

»Lieber Vater, in Paris findet man sich nicht so leicht wieder.«

»Nun dann wollen wir auf ihn verzichten; wenn Du nur bei mir bist, so ist mir das genug.«

Was soll man darauf antworten? nichts. Man muß sich in sein Schicksal fügen und gute Miene zum bösen Spiel machen. Wir gehen, und ich durchstreife mit meinem Vater Paris nach allen Himmelsgegenden; im Innern aber wünsche ich Dubois zum Teufel. Der Treulose verläßt mich jetzt, wo er weiß, wie sehr ich seiner bedarf! Ach wie lang wird mir der Tag. Ich bin meinem Vater gewiß von Herzen gut, aber wenn man verliebt ist, wenn man aus tausenderlei Gründen seine Angebetete zu sehen wünscht — die Verliebten werden meine böse Laune begreifen. Wenn ich wenigstens meinem Vater gestehen könnte, daß ich verliebt bin, — mit ihm von Augustinen sprechen könnte — aber das ist unmöglich.

Abends um sechs Uhr kehren wir endlich nach dem Palais royal zurück, um zu speisen. Ich bin schachmatt; niemals habe ich mir in einem Tage so vielerlei Dinge angesehen. Mein Vater scheint indeß noch nicht ermüdet, die Leute aus der Provinz haben bessere Beine, als wir Hauptstädter. Wir nehmen an demselben Orte, wo wir gefrühstickt haben, auch jetzt unsere Mahlzeit ein; ich habe noch eine schwache Hoffnung, Dubois zu sehen, und in der That, wir sind erst bei der Suppe, als er in den Saat tritt, und auf unsern Tisch zueilt.

»Ach! da bist Du endlich!«

»Ja mein Freund — Papa Deligny, Sie blühen wie eine Rose.«

»Warum hast Du uns diesen Morgen nicht aufgesucht? wir haben auf Dich gewartet.«

»Warum? Nun da war erstlich Madame Ledous — Du weißt, Deine Wirthschafterin, mit der ich ein Spielchen machen mußte, dessen ich gern überhoben sein möchte, ehe ich sie daran gewöhnt. Dann erinnerte ich mich an ein sehr dringendes Rendez-vous (dabei neigt sich Dubois zu mir und flüstert mir in's Ohr: bei einem Polizei-Commissar) in einer Sache von Bedeutung (nämlich meine Beinkleider betreffend) deren Verlust mich sehr in Verlegenheit gesetzt hätte (Ich will wohl einer Schönen mein Herz, aber nicht meine Hosen schenken) . . .«

Ich benutze diesen Gelegenheit, um zu sagen: »Ich habe auch ein Rendez-vous für diesen Abend — es betrifft ein bedeutendes Geschäft — aber da mein Vater hier ist . . .«

»Laß Dich nur ja nicht stören, mein Freund,« ruft mein Vater aus; »wenn Du diesen Abend Geschäfte hast, so versäume ja Dein Rendez-vous nicht. Herr Dubois wird schon so gut sein, mir Gesellschaft zu leisten.«

»Mit dem größten Vergnügen! ich stehe diesen Abend ganz zu Befehl.«

»Sieh nur zu, mein Sohn, daß Du sobald als möglich wieder bei uns bist.«

»Sein Sie unbesorgt, Papa Deligny; ich stehe Ihnen dafür, daß wir Beide uns köstlich amüsiren werden. Wir werden schon unsre Streiche machen — weiter sage ich nichts.«

Die Gewißheit, daß ich heut Abend werde zu Augustinen gehen können, giebt mir meine gute Laune wieder und wir sind recht heiter zusammen. Dubois erzählt tausend Tollheiten, mein Vater lacht und trinkt tapfer, so daß Dubois, der ihm Stand halten will, schon wieder in seinem gestrigen Zustande ist. Nach dem Dessert lasse ich sie beim Kaffee, verspreche, mich um neun Uhr in der neuen Gallerie einzufinden und empfehle Dubois meinen Vater, wobei Jener ausruft: »Lass' uns nur, und kümmere Dich nicht.«

Da bin ich endlich frei. Ich sehe nach der Uhr — es ist halb acht. Ich nehme mir ein Kabriolet, steige ein, verspreche dem Kutscher ein gutes Trinkgeld und er peitscht nach Möglichkeit auf sein Pferd. Es kommt mir vor, als hätte ich Augustinen schon seit einem Jahrhundert nicht gesehen! Gestern habe ich sie so übereilt verlassen! sie muß

wohl gesehen haben, daß meine Verlegenheit ungewöhnlich war und ich bin auf ihren Empfang neugierig.

Ich komme in ihre Wohnung, steige eilig, als würde ich verfolgt, die Treppe hinauf, klingele und man öffnet mir. Kaum habe ich gehört, daß Madame drinnen ist, so bin ich auch schon im Salon. Juliette ist bei ihr; ach! was sind Freunde doch manchmal für überlästige Personen. — Man empfängt mich sehr artig; aber wie kalt ist diese Artigkeit, wie ernst dieser Gruß! man bemerkt mich kaum, man nimmt meine Komplimente sehr trocken auf. Nun, sie ist erzürnt — um so besser, das ist ein gutes Zeichen. Ich kann mich leicht entschuldigen, wenn ich ihr sage, daß mein Vater hier ist; aber zuvor muß ich sehen, ob man sich wirklich wegen meines Ausbleibens Kummer gemacht hat.

Juliette ist gleichfalls zurückhaltender gegen mich und sieht erst mich, dann Augustinen von der Seite an. Schon seit geraumer Zeit tauschen wir nur gewöhnliche Redensarten aus, aber, obwohl man mich nicht fragt, was ich seit gestern Abend vorgehabt, so sehe ich doch, daß man vor Neugier brennt. Endlich sagt Juliette lächelnd: »Sie haben Ihren hübschen Rock mit den Stecknadeln ausgezogen! Sie thaten Unrecht daran; er stand Ihnen wirklich gut.«

»Ach,« setzt Augustine verdrießlich hinzu: »Herr Deligny hat einen zu feinen Geschmack, als daß er sich ohne Noth so anziehen könnte. Ohne Zweifel mußte er sich verkleiden, um die Wachsamkeit irgend eines Eifersüchtigen zu täuschen.«

»O! Sie sind weit davon entfernt, meine Damen, die Wahrheit zu ahnden.«

»Und Sie kämen sehr in Verlegenheit, wenn Sie uns dieselbe gestehen sollten.«

»Nein, Madame, nichts leichter als das.«

Ich erzähle nun den Damen meine gestrigen Abentheuer, und als Augustine hört, daß mein Vater in Paris sei, würdigt sie mich endlich eines Blickes. Ein leichtes Lächeln umspielt wieder ihre Lippen, obwohl noch einiges Mißtrauen in ihren Augen zu lesen ist. Juliette lacht, daß ihr die Thränen in die Augen kommen, als ich den Zustand schildere, in welchem ich mich befand, wie ich auf Dubois und meine Beinkleider wartete. Ich beschließe meine Erzählung, indem ich die Ungeduld zu erkennen gebe, in der ich mich seit gestern befunden, und ich sehe, wie die schönen Augen an den meinigen mit einen Ausdrucke haften, süßer, zärtlicher als bisher.

»Da sieht man wieder,« ruft Juliette, »wie der Schein trügt. Wir trauten Ihnen schon schlimme

Dinge zu — Augustine hat sogar schon beschlossen, Sie nicht mehr zu sehen.«

»Wie Madame?«

»Aber denken Sie nur, ein junger Mann, welcher sich verkleidet, und die Nacht über aus dem Hause bleibt.«

»So wußten Sie?«

»Ja zufällig. Augustine wollte diesen Morgen aufs Land, und man schickte zu Ihnen, um es Ihnen zu wissen zu thun; aber der Portier sagte, daß Sie seit gestern nicht zurückgekehrt wären, und daß er Ihrethalben sehr in Sorgen wäre.«

Nun weiß ich, warum man mich so kalt aufnahm. Wenn ich ihr gleichgültig wäre, was ginge es sie an, ob ich zu Hause schlafe oder nicht? Ich bin wieder voll Hoffnung, und will sie schon zwingen, sich zu verrathen. Nachdem wir noch viel über meine gestrigen Abentheuer gelacht, verläßt uns Juliette und ich bleibe mit Augustinen allein. — Sie nähert sich mir; ihre Stimme scheint mir sanfter als gewöhnlich; vielleicht weil ich sie schon lange nicht gehört habe — ihre Augen blicken freundlich nach mir. Ach! wenn ich mich nicht bezwänge, würde ich ihr zu Füßen fallen — aber nein, nein, ich muß ihrer Liebe gewiß sein, denn es wäre zu grausam, sich noch einmal getäuscht zu sehen. Schon seit länger als einer Stunde sind wir allein; wir

sprechen wenig, und ich weiß kaum was; doch was schadet es, wenn man sich nur wohl fühlet. Augustine seufzt manchmal und ich thue, als bemerkte ich es nicht. Endlich sagt sie zu mir: »Warum fürchten Sie sich denn so sehr, Ihrem Vater Ihren Verlust zu entdecken?«

»Erstlich — weil es ihm Kummer machen würde.«

»Aber wird er nicht früher oder später die Wahrheit erfahren?«

»Möglich; aber wenn er sie jetzt erführe, so würde er mich aus Paris forthaben, mich mit Gewalt verheirathen wollen.«

»Sie verheirathen — ach! Sie glauben also — nun Sie werden sich freilich einmal verheirathen müssen.«

Die letzten Worte brachte sie sehr traurig hervor, und ihr Haupt sank auf die Brust. Ich schweige und athme kaum. Sie fährt nach einer kleinen Pause fort: »Warum wollen Sie sich jetzt nicht verheirathen?«

»Die Ehe hat jetzt nichts Reizendes, nichts Andres für mich.«

»Aber Sie werden doch einmal Ihrem Vater gehorchen müssen — und das Ende ist davon immer eine Heirath. Ja, Sie werden heirathen, möchten Sie auch in der Ehe glücklicher sein als ich.«

Sie hat diese Worte kaum herausgesagt, als

zwei Thränenbäche ihren Augen entströmen, sie schluchzt heftig und verbirgt das Gesicht in ihrem Tuche. Aber warum fließen ihre Thränen? Denkt sie an ihren Mann? Ist der Gedanke an meine Heirath die Ursache?

Ich ergreife und drücke ihre Hand, während sie sich einem Schmerze überläßt, dessen Grund ich so gern erfahren möchte. Wir bleiben einige Minuten in dieser Lage, bis endlich Augustine, ihre Augen trocknend sagt: »Ich langweile Sie, nicht wahr? Verzeihen Sie — aber die Erinnerung an meine Ehe — Sprechen wir nicht mehr davon. Es ist schon spät — werden Sie diesen Abend noch in die Straße des Veuves zurückkehren? Hören Sie der Regen fällt ja in Strömen herab.«

In der That, es ist ein abscheuliches Wetter und Mitternacht vorüber; ich habe in ihrer Gesellschaft auf Zeit und Wetter nicht geachtet. Mein Vater ist jetzt gewiß zu Bette, und schläft schon; ich kann nach der Charlot-Straße gehen, und ihn morgen sagen, daß ich vor seinem Erwachen schon einen Gang gemacht habe. Dadurch gewinne ich Zeit, Augustinen morgen wiederzusehen. Sie billigt meinen Entschluß, und sagt beim Abschiede: »Auf Wiedersehen, Morgen.«

(Ende des zweiten Bandes.)